

Daniela Reimer, Corinna Petri

Wie gut entwickeln sich Pflegekinder?

Eine Longitudinalstudie



Daniela Reimer, Corinna Petri

Wie gut entwickeln sich Pflegekinder?

Zentrum für Planung und Evaluation Sozialer Dienste (Hrsg.)

ZPE-Schriftenreihe 47



Daniela Reimer, Corinna Petri

Wie gut entwickeln sich Pflegekinder ?

Eine Longitudinalstudie

universi
UNIVERSITÄTSVERLAG SIEGEN
Siegen 2017

Impressum

Herausgeber

Zentrum für Planung und Evaluation Sozialer Dienste / ZPE

www.uni-siegen.de/zpe

Redaktionsadresse:

ZPE – Universität Siegen

Adolf-Reichweinstr. 2

57076 Siegen

Telefon +49 271 740-2706

Telefax +49 271 740-2228

E-Mail: sekretariat@zpe.uni-siegen.de

Rechte:

beim Herausgeber

Satz und Umschlag:

universi – Kordula Lindner-Jarchow M.A. / Johannes Herbst

Druck und Bindung:

UniPrint, Universität Siegen

Siegen 2017: universi – Universitätsverlag Siegen

www.uni-siegen.de/universi

ISBN 978-3-934963-46-7

Inhalt

Vorwort	9
Einleitung	13
1. Die eigene Entwicklung des Pflegekindes	17
Die Bedeutung des jungen Erwachsenenalters	17
Allgemeine Entwicklungsaufgaben	18
Pflegekindspezifische Entwicklungsaufgaben	23
Erschwerte Ablösung von der Familie und den Eltern	23
Entscheidungen über Lebensstil, Familienkultur und Lebensphilosophie	31
Anforderungen an Bildung und Karriere: erschwerter Übergänge in den Beruf	32
Nachholende Bildungskarriere	37
Abgrenzung von Bildungsambitionen der Pflegefamilie	38
Fazit: Was kennzeichnet eine gute Entwicklung aus der Sicht der Pflegekinder?	39
... und wann wird es schwierig?	40
Schlussfolgerungen: Was macht vor diesem Hintergrund eine gute Pflegefamilie aus?	41
Botschaften der jungen Erwachsenen für Pflegeeltern und Fachkräfte	43
2. Die Bedeutung der Herkunft und die Beziehungen zur Herkunftsfamilie	45
Welche Bedeutung hat die Herkunftsfamilie im Erwachsenenalter?	45
Das Bestreben Erinnerungslücken zu füllen	46
Fragen und die Suche nach Ähnlichkeiten zu Mitgliedern der Herkunftsfamilie und das Bedürfnis nach Zugehörigkeit zu den eigenen biologischen Wurzeln	47
Angst vor Vererbung oder Kontaminierung	54

Hochambivalente Gefühle	55
Bedürfnis nach Wiedergutmachung	57
Was hilft rückblickend bei der (guten) Auseinandersetzung mit der Herkunftsfamilie bzw. Herkunftsgeschichte?	57
Biografische Selbstreflexion	59
Eine vertraute Fachkraft des Pflegekinderdienstes, die bis ins Erwachsenenalter ansprechbar ist	61
Musikalische und künstlerische Verarbeitung eigener Gefühle	61
Therapeutische Auseinandersetzung als Hilfe	62
Differenzierung der Beziehungen zu Mitgliedern der Herkunftsfamilie	63
Was bedeutet das für die Pflegefamilie?	64
Akzeptierende Haltung der Pflegeeltern gegenüber der Herkunftsfamilie	65
Ressourcen für die (biografische) Selbstreflexion der Pflegekinder eröffnen	65
Einzelkontakt des Pflegekindes mit der Fachkraft des Pflegekinderdienstes	66
Botschaften der (jungen) erwachsenen Pflegekinder an Pflegeeltern und Fachkräfte	66
3. Entwicklung der Beziehung zur Pflegefamilie	69
Was macht im Rückblick eine gute Pflegefamilie aus?	70
...sie hat Chancen eröffnet	70
...sie sieht das Kind realistisch	73
...sie hat die Herkunft und Herkunftsfamilie akzeptiert und realistisch gesehen – weder idealisiert noch schlecht geredet	74
...sie bietet ein ausgeglichenes und angemessenes Verhältnis zwischen Schutz, Sorge und Freiheit – besonders im Jugendalter	77
...sie vermittelt dem Pflegekind, dass es altruistische Motive für die Aufnahme gab	78

Was kann – aus der Sicht der Kinder– zu Schwierigkeiten oder Verwerfungen führen?	79
Was begünstigt es, dass eine längerfristige Orientierung an der Pflegefamilie und ihren Werten und Normen erfolgt?	84
Fazit: Gute Pflegefamilie auch bei holpriger Entwicklung der Beziehung?	88
Botschaften der jungen Erwachsenen für Pflegeeltern und Fachkräfte	90
4. Zusammenfassung und Konsequenzen	91
Wie nachhaltig ist eine gute Entwicklung in der Pflegefamilie?	93
Handlungsbedarfe in Praxis und Jugendhilfepolitik, die sich aus der Studie ergeben	95
Literatur	97

Vorwort

Was wird eigentlich im weiteren Leben aus den Menschen, die eine zeitlang in Pflegefamilien gelebt haben? Wie entwickeln sie sich? Wie zufrieden sind sie mit ihrem Leben? Fragen wie diese sind für viele Menschen interessant.

Pflegeeltern interessieren sich sehr oft für die Zukunft ihres Pflegekindes. Sie machen sich Gedanken, haben manchmal vielleicht Sorgen und wollen ihrem Pflegekind etwas mitgeben, das ihm auch später ein gutes Leben erleichtert, Optionen eröffnet und sie mit schönen Gefühlen an ihre Zeit in der Pflegefamilie zurückdenken lässt.

Auch die Fachkräfte in der unmittelbaren Betreuung von Pflegekindern und die in Verwaltung und Politik für die Organisation, die rechtlichen Rahmenbedingungen und die professionellen Umgangsformen Verantwortlichen, fragen sich (hoffentlich), ob sie richtige Entscheidungen treffen und welche Folgen diese für die Entwicklung der Menschen bis weit in das Erwachsenenalter hinein haben. Ermöglichen sie Weichenstellung in Richtung einer guten Entwicklung? Gibt es Verbesserungsbedarf?

Schließlich haben wir als Zivilgesellschaft ein Interesse daran zu erfahren, ob es uns gelingt, den Kindern trotz eines schwierigen Starts ins Leben gute Entwicklungsmöglichkeiten zu bieten. Oder wiederholt sich das Schicksal der Eltern immer wieder an den Kindern, erscheint ihr Leben durch die Benachteiligung ihrer Eltern determiniert? Das wäre für eine demokratische Gesellschaft ein Armutszeugnis. Aber vielleicht können Pflegefamilien das Schicksal von Kindern und Eltern entkoppeln, was nicht meint, die Kinder von ihren Eltern zu entfremden.

Klinisch orientierte Langzeitstudien aus anderen Ländern zeigen die Risikoprofile von ehemaligen Pflegekindern: Sie sind überrepräsentiert bei physischen und psychischen Problemen, haben eine geringere Bildung und sind öfter von Wohnungslosigkeit und Straffälligkeit betroffen als der Durchschnitt in der jeweiligen Gesellschaft. Das könnte man als Hinweise auf die Erfolglosigkeit von Pflegefamilien interpretieren: Nützt

alles nichts oder ist alles vielleicht doch eine Folge von Vererbung? Das wären Kurzschlüsse, denn das im Durchschnitt etwas höhere Risikoprofil sagt über die Entwicklung der einzelnen Menschen nichts aus.

Wer es braucht kann auch gleich die Schuldfrage andocken: Sind die Pflegekinder, wenn sie in die Pflegefamilie kommen, durch ihre Eltern schon so beschädigt worden, dass auch noch so gute Pflegeeltern nicht mehr viel ausrichten können? Am Misserfolg der Pflegefamilie sind also die Eltern schuld? Dann ist die Welt wenigstens in gut und böse übersichtlich geordnet.

Die klinischen Studien zeigen statistische Zusammenhänge, aber tiefer gehende Erklärungen, ein differenziertes Verstehen der Entwicklungsverläufe, ihrer Chancen und Wendepunkte, ihrer Risiken und Blockaden werden so nicht möglich.

Hier setzt diese Studie an, die durch eine großzügige finanzielle Förderung der EmMi Luebeskind-Stiftung möglich wurde. So konnten die Entwicklungsverläufe von (ehemaligen) Pflegekindern bis weit in das Erwachsenenalter hinein rekonstruiert werden. Die zentralen Ergebnisse und Themen sind in diesem Bericht anschaulich anhand vieler Zitate dargestellt.

Für ein solches Verstehen auch der Lebensleistungen von Menschen als Kinder, Jugendliche und Erwachsene, die sich in einem oft unübersichtlichen und manchmal schwierigen und bedrohlichen Feld ihren Weg suchen müssen, ihre Selbstwertgefühle trotz belastender Erfahrungen eindrucksvoll verteidigen und versuchen auch in schwierigen Situationen handlungsfähig zu bleiben, bedarf es eines Zugangs, der sie nicht pathologisiert, sondern als Menschen, als Akteure und als Subjekte und Individuen ernst nimmt. Dann wird auch die Bedeutung der Eltern und Pflegeeltern im Erleben der Kinder deutlich und zugänglich. Wir können dann erkennen, wie die Entwicklungsverläufe von Menschen in Verhältnissen gestaltet, beeinflusst, korrigiert und bestätigt werden. Es sind nie einzelne Faktoren, die sie determinieren, sondern das komplexe Zusammenspiel vieler Faktoren und das Denken, Fühlen und Handeln der beteiligten und betroffenen Menschen.

Wir haben die Ergebnisse unter der Überschrift einer „guten Entwicklung von Pflegekindern“ zusammengefasst. Das soll nicht die Schwierigkeiten bagatellisieren, aber doch einen gerechten Maßstab für die Be-

wältigungsleistungen bilden. Wir finden hier gute Entwicklung im Sinne der gesellschaftlichen Integration – des Erfolgs in Ausbildung und Beruf, relativer ökonomischer Unabhängigkeit, Freiheit von Eingriffen durch Polizei und Justiz – und im Sinne des Wohlbefindens von Subjekten – und im Sinne der Zufriedenheit mit dem Leben, den Gestaltungsmöglichkeiten, hilfreichen Netzwerken und befriedigenden sozialen Beziehungen und Selbstwirksamkeitserfahrungen. Dabei ist nicht alles und immer ohne Einschränkungen. Aber wo gibt es das – im richtigen Leben?

Es ist mir ein Bedürfnis meinen Kolleginnen in der Forschungsgruppe zu danken, die diese Arbeit mit viel Engagement und Klugheit durchgeführt haben: Daniela Reimer, bei der die Fäden zusammenliefen, Corinna Petri, die intensiv mitgearbeitet hat und Christina Wilde, die das Projekt mit gestartet hat. Es ist sehr zu wünschen, dass diese Studie in einigen Jahren fortgesetzt werden kann. Hier ist ein Fundament gelegt, auf dem man aufbauen kann. Denn solche Longitudinalstudien zu Pflegekindern gibt es im deutschsprachigen Raum bisher nicht und wir können viel aus ihnen lernen. Eine Studie zu Pflegekindern in Deutschland, die, wie die Kauai-Studie zur Resilienz, lange Entwicklungslinien in den Blick nimmt, hat hier begonnen.

Schließlich gilt mein Dank der EmMi Luebeskind-Stiftung. Auch hier sind es die Menschen, die sie ausmachen: Susanne Litzel und Friedrich Loock – Danke!

Prof. Dr. Klaus Wolf
Siegen, April 2017

Einleitung

Was wird aus Kindern, die in Pflegefamilien aufgewachsen sind im späteren Leben? Wie entwickeln sie sich? Wie wichtig oder unwichtig wird im Laufe des Erwachsenenlebens die Pflegefamilie? Welche Bedeutung kommt der Herkunftsfamilie zu?

Mit diesen Fragen beschäftigen wir uns als Forschungsgruppe Pflegekinder seit vielen Jahren. Zwischen den Jahren 2007 und 2011 wurden 100 Interviews mit jungen erwachsenen Menschen geführt, die in Pflegefamilien aufgewachsen sind. Aus den überaus spannenden Lebensgeschichten, die uns in diesem Rahmen erzählt wurden und den Analysen verschiedener Mitglieder der Forschungsgruppe Pflegekinder sind diverse Bücher und Zeitschriftenartikel entstanden. Außerdem wurden Fallgeschichten aus diesem Interviewpool bei zahlreichen Veranstaltungen für Fachkräfte und Pflegeeltern vorgestellt und dabei mit den jeweiligen Gruppen darüber diskutiert, was für Pflegeeltern und den Alltag von Pflegefamilien daraus hervorgeht und welche Bedeutung die Geschichten sowie bestimmte Aussagen in den Interviews für die Arbeit von Pflegekinderdiensten haben.

So konnten wichtige Impulse für eine Weiterentwicklung der Praxis der Pflegekinderhilfe gesetzt werden.

Immer wieder wurden wir gefragt: Wollt ihr die Interviewpartner und -partnerinnen nicht noch einmal aufsuchen und hören, wie es bei ihnen weitergegangen ist?

Von der Spannung und Neugierde, die in dieser Frage steckt, ließen wir uns mitreißen. Die besondere Attraktivität für uns lag darin, dass die ersten Interviews viele Jahre – mindestens vier, in mehreren Fällen sieben bis acht – zurücklagen und die Interviewpartner in der Zwischenzeit den Übergang ins junge Erwachsenenalter vollzogen haben mussten. Sie würden sich jetzt also in einem neuen Lebensabschnitt mit neuen Herausforderungen befinden und hätten vermutlich die Bewältigung eines zentralen Übergangs – der von der Jugend ins Erwachsenenalter – hinter sich.

In einem längeren Prozess, in dem wir uns mit der Vorbereitung eines solchen Projekts befassten, wurde uns klar, dass wir damit die einmalige Chance haben, Entwicklungslinien ehemaliger Pflegekinder über einen sehr langen Zeitraum nachzuvollziehen und differenziert zu analysieren. Wir waren von Anfang an überzeugt davon, dass wir daraus Erkenntnisse darüber gewinnen können, wie sich Entwicklungslinien, die sich im Jugendalter abzeichnen, im Erwachsenenalter fortsetzen, welche Themen und Muster für die Richtung der Entwicklung eine wichtige Rolle spielen und welche Dramaturgie sich abzeichnet – dies haben wir auch als Ziel für die Studie herausgearbeitet.

Die Emmi Luebeskind Stiftung teilte unser Interesse an diesen Fragen und übernahm die Finanzierung dieses auf drei Jahre angelegten Forschungsprojekts, wofür wir sehr dankbar sind.

Mittlerweile ist das Projekt beendet. Es ist uns gelungen, 15 der zwischen 2007 und 2011 Interviewten für ein zweites Gespräch zu gewinnen. Das Interviewmaterial zeichnet sich nicht nur dadurch aus, dass die Interviewpartner und -partnerinnen sehr offen und bereitwillig ihre Geschichten erzählt haben, sondern auch dadurch, dass wir sehr verschiedene Verläufe abbilden können: Bei manchen Interviewpartnern und -partnerinnen hat sich relativ wenig verändert, die positive Entwicklung zum Zeitpunkt des ersten Interviews hat sich verstetigt und die Beziehungen zu Pflege- wie Herkunftsfamilie haben sich ebenfalls, so wie sich dies zum ersten Interviewzeitpunkt abgezeichnet hat, positiv weiterentwickelt. Andere Interviewpartner wiesen zum ersten Interviewzeitpunkt eine kritische Entwicklung auf und haben sich bis zum zweiten Interview aber positiv weiterentwickelt. Bei wieder anderen hat sich eine kritische Entwicklung zwischen den beiden Interviewzeitpunkten fortgesetzt. Und es gab Interviewpartner und -partnerinnen mit sehr positiven Entwicklungsverläufen zum ersten Interviewzeitpunkt, die sich zwischen den beiden Interviews negativ weiterentwickelt haben, die viele Turbulenzen erlebt haben, in Ausbildung, Beruf, Partnerschaft, oder auch in der Beziehung zur Pflege- oder Herkunftsfamilie. Bei manchen gab es auch zeitweilig eine schwierige Entwicklung und Turbulenzen, zum zweiten Interviewzeitpunkt zeichnete sich dann aber wieder eine positive Wende ab. So ist es uns gelungen, mit der vorhandenen Anzahl an Interviews eine maximale Spannweite an verschiedenen Verlaufsformen abzubilden.

Sich wiederholende, relevante Themen sind beruflicher Auf- und Abstieg, Phasen der Arbeitslosigkeit und ökonomische Schwierigkeiten, berufliche Neuorientierungen, Trennung und Scheidung, aber auch Verwerfungen mit Mitgliedern der Pflege- oder Herkunftsfamilie und teilweise Wiederannäherungen bis hin zu intensivem Kontakt.

Damit liegt nun für den deutschsprachigen Bereich einmaliges Datenmaterial vor, anhand dessen Fragen der Pflegekinderhilfe und der längerfristigen Entwicklung von Pflegekindern auf neue und auf fundiertere Weise beantwortet werden können als dies bislang möglich war.

Im Projekt ist es gelungen, aus den individuellen Verläufen große Themen herauszuarbeiten, diese wiederum in einen Rückbezug zu den individuellen Lebensgeschichten zu stellen und daraus Empfehlungen für Pflegeeltern sowie Fachkräfte zu formulieren.

Im Folgenden werden Entwicklungsverläufe in drei großen Lebensbereichen ausführlich vorgestellt und diskutiert:

- Die eigene Entwicklung der jungen erwachsenen Pflegekinder
- Die Entwicklung der Beziehung zur Herkunftsfamilie
- Die Entwicklung der Beziehung zur Pflegefamilie

Zum Abschluss werden wir die drei Linien zusammenführen und beschreiben, wie sie sich wechselseitig beeinflussen.

Anhand dessen werden wir auch diskutieren, wie nachhaltig eine gute Entwicklung in der Pflegefamilie sein kann und wovon die „gute“ Entwicklung und ihre „Nachhaltigkeit“ beeinflusst werden.

Am Ende skizzieren wir Handlungsbedarfe in Praxis und Jugendhilfepolitik, die sich aus der Studie ergeben.

Der Bericht wagt einen Balanceakt: Er basiert auf einem Forschungsprojekt und ist deshalb auch ein Forschungsbericht – gleichzeitig richtet er sich insbesondere an interessierte Pflegeeltern und Fachkräfte mit dem Ziel, die Projektergebnisse der Fachpraxis zugänglich zu machen und Ergebnisse wie Konsequenzen in der Praxis zu diskutieren. Wir haben versucht, dem Dilemma zwischen wissenschaftlichem Anspruch und der guten Lesbarkeit und Verständlichkeit zu begegnen, indem nur punktuell und minimal theoretische Rahmungen erfolgen und anstatt dessen die Phänomene, denen wir in der Studie begegnet sind, ausführlich und

mit vielen Zitaten vorgestellt werden, sowie dadurch, dass am Ende jedes Kapitels sehr konkrete, praktische Konsequenzen pointiert aufgezeigt werden. Möglicherweise stolpern Leser und Leserinnen über Stellen, an denen sie den Eindruck haben, dass dieser Anspruch nicht eingelöst wird, eine stärkere theoretische Rahmung hilfreich gewesen wäre oder noch präzisere Beispiele. Dafür schlagen wir vor, mit uns Kontakt aufzunehmen und in die Diskussion einzusteigen.

1. Die eigene Entwicklung des Pflegekinde

Die Bedeutung des jungen Erwachsenenalters

Das junge Erwachsenenalter ist für alle Menschen eine Lebensphase, in der viele Entwicklungsaufgaben in kurzer Zeit anfallen. Damit stellt es eine besonders sensible Zeit zum Lernen und für die Entwicklung dar. Der Entwicklungspsychologe Havighurst geht davon aus, dass Menschen in dieser Phase eine besonders große Bereitschaft dazu haben.

Im Gegensatz zur Kindheit und zum Jugendalter, in denen der Alltag durch die Schulpflicht vorstrukturiert ist und zahlreiche Unterstützungssangebote – zum Beispiel durch die Jugendhilfe – vorgehalten werden, hat die Gesellschaft für das junge Erwachsenenalter wenig Unterstützung vorhergesehen. Das frühe Erwachsenenalter ist damit eine sehr individualistische Lebensphase und gleichzeitig die einsamste; sie ist eine relativ unorganisierte Lebensphase und markiert einen besonderen Übergang: Nämlich den zwischen nach seinem Alter eingestuft werden und nach dem sozialen Status eingestuft werden (Havighurst 1953: 258).

Für ehemalige Pflegekinder fällt im jungen Erwachsenenalter nicht nur die durch Schule und Ausbildung gegebene Vorstrukturierung des Alltags weg, sondern auch die Rahmung und Unterstützung durch die Jugendhilfe im Allgemeinen und den Pflegekinderdienst im Speziellen. Selbst wenn die Beziehung zur Pflegefamilie auch nach dem offiziellen Ende fortgeführt wird, ist sie nicht mehr rechtlich gerahmt, sondern muss neu sortiert werden (vgl. Kap. 3).

Entsprechend müssen Pflegekinder, die dann zu ehemaligen Pflegekindern werden, die anspruchsvollen allgemeinen Entwicklungsaufgaben des jungen Erwachsenenalters bewältigen und gleichzeitig haben sie besondere, pflegekinde spezifische Entwicklungsaufgaben zu meistern (Gassmann 2010). Das Gelingen oder Scheitern dieser Bewältigungsleistung entscheidet mit über ihren Status in der Gesellschaft.

Im Folgenden sollen die allgemeinen Entwicklungsaufgaben des jungen Erwachsenenalters skizziert und mit Interviewbeispielen veranschaulicht werden. Anknüpfend daran werden – mit deutlich mehr Interviewzitate und Beispielen aus Fallgeschichten – die pflegekindspezifischen Entwicklungsaufgaben und die besonderen Herausforderungen, die sie bergen, vorgestellt. Im Anschluss wird in Form eines Fazits herausgearbeitet, was aus der Sicht der Jugendlichen eine gelungene Entwicklung im jungen Erwachsenenalter kennzeichnet und an welchen Stellen es besonders schwierig wird oder werden kann.

Abschließend wird diskutiert, was vor dem Hintergrund der allgemeinen und der spezifischen Entwicklungsaufgaben und ihren Herausforderungen eine gute Pflegefamilie ausmacht und es werden Botschaften der jungen Erwachsenen, die aus dem Interviewmaterial hervorgehen, an Fachkräfte und Pflegeeltern formuliert.

Allgemeine Entwicklungsaufgaben

Eine zentrale Aufgabe für junge Erwachsene ist die Bewältigung des Übergangs zwischen Schule und Beruf. Voraussetzung für den Erfolg ist es, einen Schulabschluss zu haben und eine realistische Vorstellung über die eigenen Fähigkeiten, Kompetenzen und Interessen zu bekommen, um einen passenden Berufswunsch entwickeln zu können. Dazu kommen ganz praktische Aufgaben: Es muss ein passender Ausbildungs- oder Studienplatz gefunden werden, in Vorstellungsgesprächen oder Eignungstests müssen sich die jungen Erwachsenen angemessen präsentieren können und die Finanzierung von Ausbildung oder Studium muss sichergestellt werden. Letzteres kann über Unterstützungsleistungen der (Pflege-)familie geschehen, durch staatliche Unterstützungsformen wie Bafög und /oder teilweise auch über Eigenleistungen der jungen Erwachsenen, also ganz konkret über Nebenjobs. Diese können ganz alltäglichen Charakter haben, wie zum Beispiel Kellnern oder andere Aushilfstätigkeiten, oder auch risikoreicher sein – Matteo berichtet beispielsweise darüber, dass er sein Studium unabhängig von familiären Unterstützungsleistungen finanziert, indem er sich für pharmazeutische Versuche zur Verfügung stellt:

„Ich mach ja dann auch schon mal so medizinische Studien und nehm ich dann teil und meine Pflegemutter so: „Jaa nee mach das nicht und so, nicht dass dir da was passiert und so“. Und ich mein ich kann das ja auch so nen bisschen einschätzen was okay ist und was nicht. Und dann hab ich auch gesagt: „Naja gut, irgendwo her muss das Geld ja kommen fürs Studium“.“

Wenn es gelungen ist, eine Ausbildung oder ein Studium abzuschließen, muss die Einmündung in den Beruf erfolgen. Dafür ist sowohl Engagement vonnöten als auch Anpassungsleistungen an die jeweils spezifischen Anforderungen des Arbeitsalltags. Nur so kann es dauerhaft zu einer beruflichen Etablierung kommen. In unserer Gesellschaft, in der auch die Arbeitswelt unter dem ständigen Zwang zum lebenslangen Lernen und zur Weiterentwicklung steht, stellt es mittlerweile eher Normalität als Ausnahme dar, dass im (jungen) Erwachsenenalter nach einer ersten Ausbildung oder einem ersten Studium berufliche Umorientierungen oder Weiterentwicklungen folgen, manchmal müssen berufliche Entscheidungen auch revidiert werden. So weitet sich der Übergang zwischen Schule und Beruf stark aus und die Möglichkeiten zur beruflichen Etablierung verschieben sich nicht selten weit in das dritte, manchmal auch vierte Lebensjahrzehnt. Über Umorientierungs- und Weiterbildungsideen berichtet beispielsweise die zum Interviewzeitpunkt 30jährige Kusuma, die bisher als Krankenschwester tätig ist:

„Ich wollte mal gucken, dass ich mich halt anders orientiere, weil ich halt auch schon Gesundheitsschäden habe, ich hab schon zwei Bandscheibenvorfälle, die eigentlich operiert werden müssten und ein beschädigtes Knie. Weiß ich auch net, das sind halt so Krankenschwestermalaisen. Ich bin ja jetzt schon acht Jahre, neun im Beruf, das hinterlässt seine Spuren. Jetzt ist erst mal mein Mann dran, aber wenn der mal auf festen Beinen steht, vielleicht kann man sich dann weiterbilden, muss man halt mal gucken. Ich würde gern in die Richtung Sozialpädagogik gehen, aber scheinbar kriegt man hinterher schlecht ne Stelle. Ich muss mich noch mehr informieren. Ich arbeite auch furchtbar gerne mit Kindern und hab auch meinen Brennpunkt Pflegekinder. Aber genau weiß ich auch nicht. Ja aber wie gesagt, sind ja noch so viele Sachen, so viele Träume die man hat.“

Eine weitere Herausforderung des jungen Erwachsenenalters ist die Etablierung einer Partnerschaft, die manchmal auch mit einer Familiengründung einhergeht. Der Lebensbereich Partnerschaft kann – insbesondere im jungen Erwachsenenalter, teils auch später – von Instabilität und Partnerwechseln geprägt sein. Das Zusammenleben mit einem Partner oder einer Partnerin muss eingeübt, ein gemeinsamer Alltag muss etabliert und gemeinsame Routinen müssen geschaffen werden. Wenn dann – geplant oder ungeplant – ein oder mehrere Kinder geboren werden und junge Erwachsene zu Eltern werden, fallen neue und besonders intensive Entwicklungsaufgaben an. Dass die Etablierung einer Partnerschaft und der Übergang zur Elternschaft ganz generell besondere Entwicklungsaufgaben darstellen und Bewältigungsleistungen erfordern, zeigt sich nicht zuletzt darin, dass „Eheschließung“⁴⁴ und „Geburt des ersten Kindes“ in der Psychologie als kritische Lebensereignisse verstanden werden, also als Ereignisse im Leben, in denen gewohnte Handlungsroutinen nicht ausreichen, neue angeeignet werden müssen und zeitweilig die Passung zwischen dem einzelnen Menschen und seiner Umwelt neu ausgehandelt werden muss (Filipp/Aymanns 2010). Lars beschreibt dies am Beispiel des Übergangs zur Elternschaft:

„Es ist dann auch, das ganze Umgangsfeld ändert sich ja auch rapide in dem Moment wo's dann heißt der hat Kinder. Also ich hab viel gekiff't, und dann hieß es, also nee dann kiff'ste nicht mehr und hast Kinder und dann zum Beispiel jetzt am Wochenende, was machste und die meisten Freunde, die halt auch dann gekiff't haben, die melden sich dann nicht mehr so und dann kann man halt sehr sehr gut seinen Freundeskreis aussortieren, wer so quasi so nen Kifferfreund gewesen ist, also einfach nur so zum rumlungern und wer halt so zum festen Freundeskreis dazugehört, der trotzdem noch vorbei kommt und der auch weiß dann nä mit Lars machste halt nich viel, da sizte noch zu Hause rum kannst nen paar Kekse essen, der muss die Kinder im Auge haben. Ja so ist es ja nä oder mal so draußen nen bisschen spazieren gehen, aber jetzt irgendwie bis nachts um vier irgendwo rumhängen, das geht ja nich mehr, nä. Man muss auch morgens raus und irgendwie versuchen noch frühstücken geregelt zu kriegen und das ist halt das Hauptsächliche, dass dann die Freizeitaktivität halt nur noch wirklich die Kinder gewesen sind.“

Etwa zeitgleich mit dem Übergang zwischen Schule und Beruf, beruflicher Etablierung und ersten ernsthaften Partnerschaftserfahrungen erfolgt in unserer Gesellschaft das was häufig als der Übergang ins Erwachsenenleben bezeichnet wird: Die Ablösung von den eigenen Eltern und die Entwicklung eines passenden Lebensstils. Die Ablösung von den Eltern beschreibt dabei in unserer Gesellschaft nicht eine vollständige Autonomie oder gar einen Kontaktabbruch, sondern vielmehr eine Neuordnung der Beziehung, bei der sich Eltern und Kinder wechselseitig als erwachsene Personen respektieren, sich in unterschiedlichem Ausmaß gegenseitig unterstützen und den Lebensstil des jeweils anderen akzeptieren. Die Entwicklung des eigenen Lebensstils der jungen Erwachsenen erfolgt in der Auseinandersetzung mit ihrer Umwelt, mit der eigenen Geschichte sowie mit selbst erlebten Lebensstilen und beinhaltet auch eine Lebensphilosophie und / oder eine Religion, der man sich zuordnet. Die Ablösung von Eltern und das Entwickeln eines eigenen Lebensstils ist nicht als ein einmaliger und geradliniger Übergang zu verstehen, sondern vielmehr als ein Prozess, der auch Konflikte und Auseinandersetzungen beinhalten kann sowie Fort- und Rückschritte.

Olivia beschreibt anschaulich, wie wichtig es für sie ist, ihren eigenen Weg und ihren eigenen Lebensstil zu finden – zwischen den Pflegeeltern, die gleichzeitig ihre Großeltern sind und der leiblichen Mutter:

„Und immer eigentlich zwei Rollen spielen musste, weil ich ja diese Rollenanforderungen erfüllen musste. Auf der einen Seite halt die die Enkeltochter, also bei relativ strengen Großeltern. Und auf der andern Seite halt die Rolle der Tochter bei einer Mutter, die eigentlich gar nicht sagt, was du machen sollst, sondern dich einfach machen lässt. Und dass es glaub ich nie ich selbst war, die das gemacht hat. Und ich glaube, dass es daher kommt, dass mir das so wichtig ist, dass ich zumindest jetzt das machen kann, was ich selbst für das Beste halte. Und dass man halt selber zu sich ehrlich ist. Und da nicht irgendwelchen andern Menschen was vorspielt. Ich glaub, das is´n Resultat aus dem was ich mitgemacht hab. Immer zwischen den zwei Welten hin- und herzupendeln.“

Dass die Ablösung ein Prozess ist, der manchmal auch wellenförmig verläuft, zeigt sich auch beispielsweise in der Rede von den sogenannten „Boomerang – Kindern“ (Berngruber 2013), die auch viele Jahre nach ih-

rem ersten Auszug bei ihrer Familie den Lebensort der Eltern immer wieder als vorübergehenden Wohnort nutzen, zum Beispiel nach einer Trennung von einem Partner oder in beruflich prekären Phasen. Immer wieder neu ausgehandelt werden muss die Beziehung zu den Eltern auch dann, wenn sich die Lebenssituation im jungen Erwachsenenalter verändert, insbesondere die Geburt des ersten Kindes stellt hier eine besondere Auswahlaufgabe dar, vor allem wenn die Eltern zu Großeltern werden und Betreuungsaufgaben für die Enkelgeneration übernehmen. Im Laufe des Erwachsenenalters kann sich dann teilweise die Beziehung zu den Eltern umkehren, insbesondere wenn Eltern pflegebedürftig werden.

Eine weitere besondere Entwicklungsaufgabe kommt bei manchen jungen Erwachsenen durch Wohnortwechsel und Umzüge dazu. Diese kann durch das Bewältigen verschiedener anderer Entwicklungsaufgaben bedingt sein, zum Beispiel durch die Aufnahme eines Studiums oder einer Ausbildung an einem anderen Ort, beruflich, durch eine (neue) Partnerschaft oder einfach durch die Suche nach neuen Erfahrungen und das Bedürfnis nach mehr Autonomie und Selbständigkeit. Insbesondere wenn (mehrere) überregionale Umzüge erfolgen und sich dadurch das gewohnte Umfeld und die freundschaftlichen Netzwerke verändern, kann man auch hier von kritischen Lebensereignissen und Turbulenzen sprechen, die besondere Bewältigungsleistungen und Neuorientierungen erfordern und manchmal auch zu einer Überforderung führen können. So berichtet beispielsweise Kathrin über ihre Lebenssituation, nachdem sie in eine weiter entfernte Stadt zu ihrem neuen Partner gezogen ist:

„In T-Stadt das war nicht mein Fall, in der Stadt und wir hatten auch da mitten inner Stadt auch ne Wohnung und das war irgendwie nix. [...] Das war irgendwie absolut, ich hab mich auch überhaupt nicht wohl gefühlt und dann hab ich dann nach nem halben Jahr gesagt: „Nee weißte was, ich bin hier todunglücklich“. [...] Wo man keinen Mensch kennt und das ist mir einfach irgendwie nix und dann muss man dann auch schon abends dann da irgendwo hin, um mal Leute kennenzulernen. Und dann war ich ja auch schwanger uns da war das irgendwie alles nix und [...] ich sag [zu meinem Partner]: „Sei mir nicht böse“, aber da sagte er auch: „Nee wenn du hier nicht glücklich bist, dann geh ruhig“, nä und ja da bin ich jetzt weiter dann nach K-Stadt gegangen.“

Pflegekindspezifische Entwicklungsaufgaben

Vor dem Hintergrund der allgemeinen Entwicklungsaufgaben des jungen Erwachsenenalters ergeben sich für Pflegekinder spezifische, oft besonders herausfordernde Aufgaben, die im Zusammenhang mit den Besonderheiten des Aufwachsens als Pflegekinder stehen. Diese Aufgaben müssen junge Erwachsene, ehemalige Pflegekinder, zusätzlich zu den allgemeinen Entwicklungsaufgaben meistern. Sie fallen in der Lebensphase an, in der strukturell der Pflegekinderdienst nicht mehr als Ansprechpartner zur Verfügung steht. Bei Bewältigungsproblemen müssen daher Unterstützungsressourcen aus den privaten Netzwerken organisiert und aktiviert werden oder es müssen andere institutionelle Unterstützungssettings (Beratungsstellen, Therapeuten) ausfindig gemacht und aufgesucht werden. Das bedeutet auch, dass erneut ein Prozess der Vertrauensbildung stattfinden muss und nicht auf Fachkräfte zurückgegriffen werden kann, zu denen bereits eine Vertrauensbeziehung besteht und die den Werdegang und die bisherige Geschichte kennen und möglicherweise sogar begleitet haben. Dies stellt eine besondere Hürde dar.

Als pflegekindspezifische Entwicklungsaufgaben im jungen Erwachsenenalter konnte aus den Interviews zum einen das Thema „Erschwerte Ablösung von den Eltern“, zum anderen „Teilweise erschwerte Übergänge in den Beruf“ herausgearbeitet werden. Beide Themenbereiche werden im Folgenden facetten- und perspektivreich vorgestellt und diskutiert.

Erschwerte Ablösung von der Familie und den Eltern

Pflegekinder müssen sich nicht wie Kinder, die in ihren Herkunftsfamilien aufgewachsen sind, von einer Familie ablösen, sondern von zwei Familiensystemen: Der Pflege- und der Herkunftsfamilie. Die Ablösung von beiden Familiensystemen birgt aufgrund der jeweiligen Beziehungsstrukturen besondere Herausforderungen, die im Folgenden an Beispielen aus den Interviews aufgezeigt werden.

Ablösung von der Herkunftsfamilie

Selbst wenn mit der Herkunftsfamilie wenig Kontakt und eine wenig innige Beziehung besteht, erfordert das Erwachsenwerden dennoch einen inneren Ablösungsprozess im Jugend- und jungen Erwachsenenal-

ter. Dieser wird oft dadurch initiiert, dass der Kontakt – manchmal für Pflegeeltern ganz plötzlich – intensiviert wird und eine intensive Auseinandersetzung mit der Herkunftsfamilie erfolgt. Das erscheint aus einer distanzierteren Perspektive verständlich: Um sich von etwas oder jemandem lösen zu können, muss man wissen, mit wem man es zu tun hat. Es erfolgen daher oft Wiederannäherungen oder zumindest entsprechende Versuche an die gesamte leibliche Familie oder bestimmte Familienmitglieder. Diese sind in vielen Fällen von Ambivalenzen und Ängsten aber auch von Hoffnungen geprägt.

Tobias pflegt zum ersten Interviewzeitpunkt keinen Kontakt zu seinem leiblichen Vater, er bezeichnet diesen als „komischen Kauz“ und als egoistisch. Seine Haltung zum Vater fasst er zusammen:

„Ich möchte möglichst gar nix mehr mit ihm zu tun haben, weil das wirft mich halt auch nur wieder aus der Bahn.“

Einige Zeit vor dem zweiten Interview – Tobias ist zu diesem Zeitpunkt bereits 30 Jahre alt – findet eine intensive Annäherung an den Vater statt, in der er den Vater vollständig neu bewertet. Er beschreibt, dass er viele Ähnlichkeiten mit dem Vater entdeckt hat und ihn heute als Vorbild sieht:

„Das ist er schon so, würd ich sagen, direkt so ein Vorbild irgendwie, weil ich schon ein Mensch gewesen bin, immer eher meiner Mutter nachgeschlagen bin, eher stressig da, also viel alles kontrollieren, alles im Griff haben, irgendwie ja sich irgendwo durchsetzen, Ehrgeiz zu haben. Und das ist so gewichen, jetzt auch in den letzten Jahren irgendwie und gerade als jetzt in der letzten Zeit er noch dazu kam noch mehr.“

Die Auseinandersetzung mit der leiblichen Familie oder bestimmten Familienmitgliedern geht oft mit einer Auseinandersetzung mit den schwierigen Lebenssituationen, in denen sich Mitglieder der leiblichen Familie befinden oder die sie erlebt haben, einher. Dazu gehören im Einzelfall auch der frühe Tod naher Verwandter, Suizidversuche, Suchtverhalten, marginalisierte Lebenssituationen der Eltern und/oder Geschwister. All dies ist regelmäßig verbunden mit einer Vielfalt ambivalenter Gefühle: Angst vor einer Kontaminierung durch den Kontakt (Reimer 2017), Mitleid oder aber schlechtem Gewissen „weil man es selbst besser hatte“.

Dies zeigt sich besonders bei Marcel. Er hatte zum ersten Interviewzeitpunkt eine enge Beziehung zur leiblichen Mutter und bezeichnet seine Herkunftsfamilie – obwohl er zwischen dem vierten und dem 18. Lebensjahr in einer Pflegefamilie aufgewachsen ist und teils wenig Kontakt hatte – als seine „normale“ Familie:

„Hat man halt Höhen und Tiefen wie in ner normalen Familie auch, aber ich würde nichts auf meine Mutter kommen lassen, sag ich mal so.“

Zwischen den beiden Interviewzeitpunkten erlebte er dann, wie er sich vom Alkoholkonsum der leiblichen Mutter mitreißen ließ und dadurch selbst in existentielle Notlagen kam, wofür er die Herkunftsfamilie verantwortlich macht. Bis heute gelingt es ihm nicht, im Kontakt mit der leiblichen Familie klare Grenzen zu setzen. Er hat immer noch Schuldgefühle gegenüber seiner Herkunftsfamilie und fühlt sich hochgradig mitverantwortlich für deren Wohlergehen:

„Das zieht sich halt bis heute hin, mal ist Kontakt da, mal ist keiner da, mal so sporadisch. Weil das ist immer so, ich hab immer das Gefühl, sobald's mir und beziehungsweise meinem Leben etwas besser geht, ich weiß jetzt nich ob's Neid ist oder wie auch immer, aber dann wird wieder gegen mich gepuscht, weil dann könnt's mir ja besser gehn, als dem Rest meiner Familie und das ist meiner Meinung nach ist das nicht gut.“

Während die Abgrenzung von den leiblichen Eltern oft noch gut gelingt, wird die Auseinandersetzung mit Geschwistern, die sich in schwierigen Lebenssituationen befinden oft zu einer besonderen Herausforderung.

Martina berichtet beispielsweise über die unterschiedlichen Lebenswelten, in denen sie und ihre Schwester aufgewachsen sind. Während Martina selbst Abitur gemacht hat, studiert hat, berufstätig ist und in einer festen Partnerschaft lebt, hat die Schwester keinen Schulabschluss und als „Highlight im Leben“ im Alter von 16 Jahren eine Abtreibung erlebt. Während im Jugend- und frühen Erwachsenenalter ein Kontakt bestand, hat Martina als 30jährige zum zweiten Interviewzeitpunkt den Kontakt abgebrochen. Sie googelt dennoch regelmäßig den Namen der Schwester und erörtert im Interview auch eine Kontaktaufnahme mit dem mutmaßlichen Halbbruder, was ihr allerdings auch Angst macht:

„Also der Einzige, wo ich ja weiß, dass der tatsächlich noch mein tatsächlicher Bruder sein könnte, der ist auch irgendwo inkognito adoptiert worden, also das wär dann halt auch im Prinzip seine Sache Kontakt aufzunehmen, nā. Meine Schwester wusste auch nichts von dem, meine Mutter hat mich überhaupt nicht gefragt und die anderen sind halt irgendwie Halbgeschwister, aber die sind ja auch schon als Baby direkt also entbunden und das war's dann wieder. Nach Hause gefahren ohne Kind und fertig. Also die sind direkt irgendwohin weggekommen und ich glaube es wär auch echt schwierig da irgendwas rauszufinden. Also wenn man da Kontakt aufbauen will, da muss man ja, da kann, hat, da darf man nicht arbeiten gehen, Freunde haben und eigenen Haushalt, glaub ich, weil dann das frisst ja die ganze Zeit auch.“

Ganz anders geht Eric mit dem Geschwisterthema um. Während sich zum ersten Interviewzeitpunkt sein ganzes Leben auf die Pflegefamilie fokussierte, hat er zwischen den beiden Interviewzeitpunkten diverse Geschwister und Halbgeschwister kennengelernt, sodass er inzwischen elf Personen aus Pflegefamilie und Herkunftsfamilie als seine Geschwister bezeichnet. Die Sorge um eine Schwester, die auch psychisch angeschlagen ist, bestimmt seinen Alltag und ist für ihn – zumindest temporär – zum Lebensthema geworden:

„Meine eine Halbschwester, die Sarah, die wohnt hier schräg gegenüber jetzt mittlerweile seit anderthalb Jahren. Die hab ich halt hier hin geholt, damit sie aus der Scheiße dahinten raus kommt wo sie gewesen ist halt, also wo sie gewohnt hat. Aber das klappt auch nicht mehr so gut [...] Ja das is so im Moment unser Problemkind in der ganzen Hinsicht, weil die halt auch, sag ich jetzt mal, die hatte nicht grad ne schlechte Kindheit, will ich nicht sagen, aber hatte ziemlich früh ein Kind gekriegt, und dann noch ein zweites Kind dabei und ziemlich früh geheiratet, keine Jugend gelebt, und dann ne eigene Kneipe in U-Stadt gemacht, die nach nem halben Jahr kaputt gegangen ist wegen Faulheit und falscher Freunde. Und das mit den falschen Freunden hat halt angehalten und dann hat sie den Führerschein verloren wegen Drogen und dies und das verloren wegen Drogen, die Arbeit verloren wegen Drogen, alles. Alles ging dann den Bach runter und dann kam dann ja hier die neomodischen Modekrankheiten alle dazu, also ich finde das sind halt Modekrankheiten, hier mit wie heißt

es, wo man sich selber verletzt und dann Depressionen ohne Ende und ja. Dann sind hier halt im Laufe des letzten Jahrs immer wieder Sachen passiert und in der Woche da packt sich nen normaler Mensch auch vorn Kopp. Selbstmordversuche schon zwei miterlebt und das ist schon unser Problemhäkchen auch. Aber ich bin halt da in der Hinsicht im Moment so der, der versucht das irgendwie alles zu retten, sag ich jetzt mal.“

Gerade wenn neue Erfahrungen gemacht und einschneidende Veränderungen erlebt werden, wird der Kontakt zur Herkunftsfamilie und die Auseinandersetzung mit dieser bei vielen Interviewpartnern und –partnerinnen verstärkt neu entfacht. Kusuma, die zum ersten Interviewzeitpunkt engen Kontakt mit den leiblichen (Halb-)Geschwistern hatte, sich für diese sehr verantwortlich fühlte und den Kontakt zur leiblichen Mutter zeitweilig abgebrochen hatte, hat sich durch die Geburt ihres eigenen Kindes noch einmal sehr stark mit ihrem Aufwachsen in der Herkunftsfamilie, das von Gewalt und Vernachlässigung geprägt war, auseinandergesetzt. Ihre dreieinhalbjährige Tochter und ihre eigene Mutterschaft, die von einer intensiven Mutterliebe gekennzeichnet ist, erlebt sie als „Wiedergutmachung“ für die negativen Erfahrungen und Erlebnisse aus ihrer eigenen Kindheit:

„Also das was ich so vielleicht an Pech in meinen Leben vorher hatte ist wirklich, die komplette Wiedergutmachung, das ist so ein bezauberndes Kind.“

Mit der Erfahrung einer erfüllenden Elternschaft ging für Kusuma der Kontaktabbruch zu allen Mitgliedern der Herkunftsfamilie einher, den sie für sich als belastend erlebt. Auch bei anderen Interviewpartnern und –partnerinnen wird deutlich, dass die eigene Elternschaft eine klare Positionierung erfordert, auch bezüglich der Frage, ob die leiblichen Eltern, die Pflegeeltern oder beide eine Großelternfunktion einnehmen sollen oder nicht.

Ablösung von der Pflegefamilie

Die komplexe und langwierige Ablösung von der Pflegefamilie wird durch die Strukturen der Jugendhilfe erschwert, in denen eine prozesshafte, wachsende Ablösung in einem Tempo, das die Akteure selbst bestimmen,

nicht vorgesehen ist. Stattdessen erfolgt zu einem festgelegten Alter – normalerweise mit Erreichen der Volljährigkeit, also mit 18 Jahren – eine offizielle Beendigung des Pflegeverhältnisses. Eine Verlängerung ist nur auf Antrag der Jugendlichen selbst möglich. Der Antrag muss, um erfolgreich zu sein, damit begründet werden, dass es Entwicklungsdefizite gibt, die durch den Verbleib in der Pflegefamilie noch bearbeitet werden sollen – und auch dann ist eine Verlängerung maximal bis zum 21. Lebensjahr möglich. Mehrere junge erwachsene Pflegekinder berichten regelmäßig darüber, dass die durch das Ende der Jugendhilfemaßnahme von außen forcierte Ablösung eine Belastung für die Beziehung zur Pflegefamilie wurde.

Marcel beispielsweise berichtet, dass sein Pflegeverhältnis mit seinem 18. Geburtstag offiziell endete – obwohl er noch inmitten seiner Ausbildung war. Über den Tag berichtet er:

„Ich bin am meinem achtzehnten Geburtstag, das war der erste Weihnachtsfeiertag, um acht Uhr geweckt worden mit den Sätzen: „Sieh mal zu, dass du zur Bank gehst, wir brauchen hundertfünfzehn Euro Kostgeld“, so bin ich geweckt worden.“

In den Folgejahren deutete er das gesamte Pflegeverhältnis unter den ökonomischen Aspekten und distanzierte sich stark von seinen Pflegeeltern.

Zwar bestand bei allen von uns interviewten Pflegekindern auch nach der offiziellen Beendigung ein enger Kontakt, viele konnten auch selbstverständlich – und kostenfrei – über das offizielle Ende des Pflegeverhältnisses hinaus weiter im Haushalt der Pflegefamilie leben. Dennoch war die offizielle Beendigung immer mit dem Zwang verbunden, eine neue Basis für die Beziehung zu suchen und zu finden, für die es keine gesellschaftlich anerkannten Selbstverständlichkeiten gibt – in einem Alter, in dem viele Pflegekinder die bedingungslose und selbstverständliche Unterstützung der Pflegefamilie eigentlich noch benötigt hätten.

Oft wird die Ablösung zusätzlich dadurch erschwert, dass die jugendlichen Pflegekinder ihre Pflegefamilien über viele Jahre massiv idealisiert haben und aus verschiedenen Gründen (z. B. dem Nachholen wichtiger Beziehungserfahrungen, Dankbarkeit, Abhängigkeiten) im Jugendalter keine oder kaum kritische Distanz zu den Pflegeeltern einnehmen konn-

ten und damit auch die erwartbaren, alterstypischen Auseinandersetzungen zwischen Eltern und Kind im Zusammenleben im Jugendalter nicht stattfanden. Die Idealisierung spiegelt sich auch teilweise in den ersten Interviews noch wieder, in denen die meisten der interviewten jungen Erwachsenen bereits Anfang 20 waren.

So beschreibt Chris ihre Pflegemutter im ersten Interview als „Engel“, „edel“, „die Schönste“ und „Gebildetste“.

Und Matteo berichtet im ersten Interview im Alter von 21 Jahren über die Beziehung zur Pflegemutter:

„Und auch das ja vielleicht, wie soll ich das sagen, dass ich vielleicht manchmal in meiner Beziehung zu ihnen teilweise ein bisschen kindlich bin, was dann zum Beispiel irgendwie zu Gute Nacht oder so, dass ich mich dann verabschiede von ihnen und dann halt auch umarme oder so, das ist dann schon so, dass es noch da ist und ich dann auch noch suche, aber ich denk auch, dass es immer weniger wird. Ja, wie gesagt, muss ich halt, halt einfach viel auffholen.“

Auch Kathrin berichtet im ersten Interview von einer innigen Beziehung zur Pflegemutter Gerlinde („Gerlinde hat die Mutterrolle“) und über konkrete gemeinsame Pläne:

„Und ich hab gesagt: „Ja Gerlinde, wenn du ma später irgendwas hast, dann pfleg ich dich, ich werd ja auch Krankenschwester und dann machen wir das so.“

Die – im Vergleich zu Gleichaltrigen – verzögerte Ablösung wird dann oft dramatisch inszeniert, möglicherweise gelingt es den jungen Erwachsenen nicht, sich ohne das Heraufbeschwören eines massiven Konflikts von der Pflegefamilie loszulösen.

So berichtet Kathrin im zweiten Interview von einer Eskalation nach dem Tod ihres Pflegevaters, die zu einem mehrjährigen Kontaktabbruch führte:

„Und das war wirklich ne ganz ganz harte Zeit und dann hatten wir uns auch den einen Abend, hab ich dann halt gesagt: „So und so sieht's aus, ich hab halt den Freund, der halt einiges älter ist als ich“ und ja es ist halt dann so nen bisschen eskaliert dann. Da sagte sie: „Entweder er oder ich“. Und dann bin ich dann auch Knall auf Fall ausgezogen [...] Das war halt

irgendwie krass, erst mit meiner Mutter, dann Papa tot, wenn grad mal alles sich zusammengefügt hat. Das war für mich auch zu viel irgendwie. Und dann die Lehre, der Druck und meine Schwester [...] Dann bin ich erst mal hier eingezogen zu der Oma meiner Freundin, die hat gesagt: „Komm ich geb dir Unterschlupf“ und dann hab ich mir dann im Krankenhaus dann ein Zimmerchen genommen und dann hat meine Pflegemutter mir die Autoversicherung gekündigt, die über meinen Vater lief und dann war ich natürlich finanziell fast am Ende. Da hab ich gesagt: „Mensch, dass das jetzt auch noch so kommen muss“. Ja dann ein paar Jahre war das da, war dann Funkstille.“

Auch bei Matteo kam es zu einer massiven Eskalation der Beziehung zu den Pflegeeltern:

„Ich hab dann ne Reise nach Israel gemacht, allein und da ist mir klar geworden ich muss da raus. Als ich dann auch die Ausbildung kurz danach beendet hatte, hab ich mir auch sofort ne eigene Wohnung gesucht also halt in T-Stadt. Dann hab ich mir ne Wohnung geholt, das wollten meine Pflegeeltern halt auch nicht, also die wollten eigentlich immer, dass ich so unter deren Kontrolle so stehe. Also dass ich halt quasi dann nicht irgendwie mich abnabele oder selbstständig werde. Und meine Pflegemutter, für die war's denk ich recht schwer so auf einmal, weil's ihr zu schnell ging. Ich bin ja recht spät dahin gekommen, mit dreizehn. Also ich will's noch nicht mal irgendwie als böse irgendwie ansehen, aber das war für sie halt irgendwie, die konnte einfach nicht loslassen. Vor allen Dingen dann, wo sie dann gemerkt hatten, meine Pflegeeltern, dass ich dann so ne ganz andere Richtung einschlage, also nicht quasi diese Bahn gehe, die sie halt für mich vorgesehen haben nä. Ich hab, bin ja quasi der Querschläger dann. Ich war ja so als Jugendlicher immer so lieb und brav und artig und war natürlich auch immer mit dem Hinterkopf so ja naja, musste gucken und so. Weil wenn du aufmüpfst und so nachher kommste wieder dann ins Heim [...] Dann bin ich nach C-Stadt gezogen zum Studium und seitdem ich in C-Stadt wohne war das Verhältnis eigentlich dann sehr gestört. Die wollten mir eigentlich sogar verbieten, dass ich studiere und so weiter und dann fing das dann an mit diesem emotional unter Druck setzen. Weil mein Pflegevater hat nen Tinnitus und so: „Ja und er kriegt ja dann wieder nen Hörsturz, dann wärst du daran dann

Schuld und emotional komm ich doch auch nicht klar und wir, ich häng ja auch irgendwie an dir“. Also halt, erst soo diesen Druck nä aufbauen und dann hab ich dann gesagt: „Is mir egal“ [...] Ich hab mir dann auch Hilfe von außen geholt also über einen Sozialarbeiter.“

Trotz der dramatischen Inszenierung ist es in den beiden beschriebenen Fällen im Laufe der Jahre gelungen, den Kontakt zur Pflegefamilie aufrechtzuerhalten oder nach einer längeren Phase des Kontaktabbruchs wieder neu aufzunehmen und zu intensivieren. So verbringt Matteo trotz aller Unstimmigkeiten und Differenzen beispielsweise die Weihnachtsfeiertage bei seinen Pflegeeltern und pflegt auch weiterhin eine für ihn wichtige Beziehung zu seiner Pflegemutter. Kathrin wohnt nach fünf Jahren ohne Kontakt zur Pflegemutter heute wieder in deren unmittelbaren Nähe – die Wohnungen sind Luftlinie weniger als 200 Meter voneinander entfernt – und die Pflegemutter nimmt für Kathrins Kind die Großelternfunktion ein. Die Beziehungsentwicklung beschreibt sie folgendermaßen:

„Da war echt Funkstille und irgendwann hat mir das wohl dann wieder gefehlt und dann stand ich hier vor der Haustür, die hat mich gar nicht mehr erkannt fast und dann sacht sie nur noch: „Ja bitte?“ sagte sie, weißte du die dachte ich will ihr irgendwas verkaufen. Und auf einmal sagte sie: „Ja was Katrin bist du’s?“ Und dann kamen auch keine Vorwürfe oder so wir haben uns dann zusammengesetzt, die hatte da auch dann ihren Freund in der Zeit kennengelernt und dann haben wir uns zusammengesetzt und wir haben uns gar nicht gestritten oder so. Das war auch meine Angst da irgendwie, nä. Und wir haben uns dann ausgesprochen und unterhalten, klar das ging jetzt nicht von heute auf morgen, aber es funktionierte dann auch wieder.“

Entscheidungen über Lebensstil, Familienkultur und Lebensphilosophie

Pflegekinder haben in ihrem Aufwachsen verschiedene Familienkulturen erlebt, die der Pflegefamilie und die der Herkunftsfamilie. Oft unterscheiden die Familienkulturen sich sehr und vor allem im Übergang in die Pflegefamilie ist das Pflegekind herausgefordert, die neue Kultur kennen und verstehen zu lernen (Reimer 2008).

In der Ablösephase und darüber hinaus müssen die jungen Erwachsenen Entscheidungen über ihren Lebensstil und ihre Lebensphilosophie treffen und diese prozesshaft entwickeln. Bei Pflegekindern beinhaltet dies auch, dass sie sich auch entscheiden müssen an wem sie sich (überwiegend) orientieren möchten: An der Pflegefamilie und deren Familienkultur und Lebensstil oder an der Herkunftsfamilie – oder möglicherweise an keiner der beiden Familien. Die Entwicklung eines eigenen Lebensstils und einer eigenen Familienkultur kann zu einer herausfordernden individuellen Bewältigungsaufgabe werden, die auch notwendige Brüche beinhalten kann.

Martina beispielsweise erlebt in der Auseinandersetzung mit der Herkunftsfamilie deren Lebensstil als völlig „fremd“, sie distanziert sich im jungen Erwachsenenalter immer stärker von den Mitgliedern der Herkunftsfamilie und orientiert sich weitgehend an der Pflegemutter.

Marcel versucht seinen eigenen Weg zwischen Pflege- und Herkunftsfamilie zu finden, orientiert sich dann zeitweilig stark an der leiblichen Mutter, gerät auch dadurch in einen Strudel von Alkoholabhängigkeit und sozialen Problemen und bricht den Kontakt wieder ab.

Matteo bricht mit seiner sehr christlichen Pflegefamilie und auch mit deren Glauben, mit dem er sich selbst im Jugendalter stark identifiziert hat, um seine Homosexualität offen leben zu können.

Tobias, der jahrelang keinen Kontakt mit seinem leiblichen Vater hatte und sich stark an der Pflegefamilie orientierte, entdeckt als 30jähriger Ähnlichkeiten mit dem leiblichen Vater und findet einen Zugang zu diesem und seinem Lebensstil, auch darüber, dass er dessen religiöse Vorstellungen zunehmend teilt und im Vater ein „Vorbild im Glauben“ findet.

Anforderungen an Bildung und Karriere: erschwerter Übergänge in den Beruf

Die zweite große Herausforderung für Pflegekinder im jungen Erwachsenenalter stellt die Bewältigung des Übergangs in Beruf und Arbeitswelt dar.

Eine wichtige Grundlage für einen gelingenden Übergang von der Schule in Ausbildung und letztendlich in das Erwerbsleben stellt eine gelungene schulische Entwicklung dar. Diese setzt voraus, dass das Kind wäh-

rend seiner Schulzeit sowohl innerlich als auch äußerlich die Möglichkeit hatte, sich auf schulisches Lernen einzulassen – dies gelingt am besten dann, wenn das Kind eine Sicherheit in der Pflegefamilie hat, dort emotional verankert ist und weitgehend entlastet ist.

Bei vielen der von uns interviewten Pflegekinder war die schulische Entwicklung jedoch von Brüchen gekennzeichnet und davon, dass Pflegekinder zusätzliche andere (Entwicklungs-)themen haben, die zeitweilig die Bedeutung von Schule und schulischen Bildungsprozessen überlagert haben.

So berichtet beispielsweise Marie, dass sie zum Einschulungszeitpunkt noch gar nicht bereit war für die Schule:

„Ich kam dann in die Grundschule, aber ich war eigentlich noch gar nicht so weit, konnte nicht stillsitzen, war auch hyperaktiv, deshalb kam ich dann nach einigen Wochen in die Vorschule. Ein Jahr später wurde ich dann wieder eingeschult. Aber auch da war ich immer noch nicht soweit, vielleicht hätte man mich mit 11 Jahren einschulen sollen, ich war einfach hinterher, was auch an diesen ständigen Besuchen von meiner Mutter lag, ich hatte einfach so viel anderes im Kopf. Dann kam ich in die Sonderschule, da hab ich mich total unwohl gefühlt und hab ein Jahr später schon wieder gewechselt. Meine ganze Schulzeit kann man wirklich in die Tonne kloppen.“

Und der Interviewpartner Dave berichtet von seinen für die Pflegefamilie und Schule offensichtlich anstrengenden Verhaltensweisen, die auch therapeutisch begleitet wurden und immer wieder mit Schulwechseln einhergingen. Insgesamt berichtet er von fünf verschiedenen Schulen in neun Jahren – die Schulkarriere wurde ohne formalen Abschluss beendet, da Dave dann als „schulmüde“ galt.

Nicht nur durch Brüche wurde bei vielen Pflegekindern die schulische Entwicklung erschwert, sondern auch durch ihre Ambivalenz zur Schule, die für viele nicht nur ein Ort war, an dem Gleichaltrige getroffen wurden und an dem gelernt wurde, sondern auch ein Ort, an dem sie aufgrund ihres Pflegekindseins Stigmatisierungserfahrungen machen mussten. Iris berichtet:

„Ich weiß noch, als wir ne Klassenfahrt gemacht haben, da brauchte ich nen Schreiben von der Schule, was ich meiner Pflegemutter geben konnte,

die das wiederum beim Jugendamt beantragen musste und ich weiß, dass ich mich gewunden hab wie n Aal, dieses Schreiben zu bekommen und erinnere mich, dass der Lehrer fragte: „Ja wofür brauchst du das denn?“. Und es war ganz furchtbar für mich vor versammelter Mannschaft zu sagen: „Ich brauch das für meine Pflegemutter“. Und dann wurd ich dann natürlich in der Pause drauf angesprochen und ich weiß schon, dass das einigen sehr suspekt war und ich glaube auch, dass einige das zuhause erzählt haben und da auch entsprechend geimpft wurden, so nach dem Motto, es geht vielleicht ins Asoziale, oder von der hältst du dich mal fern oder, wenn die nich mehr bei ihren Eltern wohnt, dann stimmt da irgendwie was nich.“

Die Anlässe für solche Situationen können sehr verschieden sein. Häufig war der von der Pflegefamilie abweichende Nachname des Pflegekindes ausschlaggebend für ähnliche Situationen, weshalb viele Kinder darauf bestehen, den Namen der Pflegeeltern für schulische Zwecke zu nutzen, selbst wenn keine offizielle Namensänderung durchgeführt wurde. Anlass kann aber auch beispielsweise ein Elternsprechtag sein, bei oder vor dem abgeklärt werden muss, ob die Pflegeeltern Auskünfte über das Kind bekommen dürfen oder die Klärung der finanziellen Förderung von schulischen Aktivitäten oder ganz banal, wenn Kinder Fotografien von ihrer Familie mitbringen müssen oder sich beim Thema Genetik mit den Ähnlichkeiten, die sie mit ihren Eltern haben, auseinandersetzen müssen.

Im schlimmsten Fall führen solche schambesetzten Situationen dazu, dass Kinder sich in der Schule unwohl und abgelehnt fühlen und sich möglicherweise sogar verweigern, so wie Dave zu einem bestimmten Zeitpunkt:

„Dann ging ich zur Realschule, wurd aber auch von den andern sehr stark gemobbt, weil die schon gemerkt ham das ich halt anders bin nä. Da war keiner irgendwie adoptiert oder Pflegekind und die ham halt gemerkt ich bin anders und irgendwann hab ich zu meiner Mutter gesagt: „Nee ich geh da nicht mehr hin“. Meine Mutter hat mich immer an die S-Bahn gebracht und da hab ich gesagt: „Mama wenn die Bahn jetzt reinfährt, du kriegst mich rein nä?“ Meine Mutter dachte nur bla bla bla, die Bahn rollte rein die Türen gingen auf ich sag: „Mama ich geh da nich rein, dat kannst de knicke“, Türen gingen wieder zu und die Bahn fuhr wieder weg. Meine

Mutter hatte schon Sorge, der geht nicht mehr zur Schule, scheiße was mach ich jetzt."

Solche Stigmatisierungserfahrungen hemmen die schulische Laufbahn und die Entwicklungsmöglichkeiten im Bereich der formalen Bildung.

Daneben erleben viele Pflegekinder nicht nur von Seiten der Schule Leistungsanforderungen, denen sie (zeitweilig) nicht gewachsen sind oder die sie überfordern, sondern teilweise auch von ihren Pflegefamilien. Manchmal sind diese Anforderungen von den Pflegeeltern nicht bewusst intendiert, sondern resultieren schlicht aus dem Bildungsniveau der Pflegeeltern und deren leiblichen Kinder. Die Interviewpartnerin Iris berichtet dazu folgendes:

„Ja ich fühlte mich da so n bisschen, wie soll ich nur sagen, also die anderen waren viel weiter als ich, die waren auch viel cleverer als ich und viel cooler und auch viel intelligenter. Also ich, das muss man einfach so sagen, wir sind früher mit der leiblichen Familie sehr oft umgezogen und ähm hat auch 'n ständiger Schulwechsel stattgefunden und ich war keine besonders gute Leuchte in der Schule. Aber in dieser ganzen Familie gingen alle aufs Gymnasium, alle studierten und ich war jetzt so die Erste, die da reinkam und nur Realschule besuchte, das war schon komisch, ich war wie der Exot.“

Häufig werden Pflegekinder dann von den bildungsorientierten Pflegeeltern mit Nachhilfeunterricht und ähnlichen Maßnahmen unterstützt. Manche erleben dies als hilfreich, für andere erhöht sich der ohnehin vorhandene Druck dadurch jedoch weiter.

Nicht wenige berichten, dass ihre Beziehung zu den Pflegeeltern zeitweilig unter Schulproblemen gelitten hat. Einige räumen jedoch ein, wie auch Kusuma im folgenden Zitat, dass sie „den Pflegeeltern heute ziemlich dankbar sind, dass die damals nicht locker gelassen haben, auch wenn es wirklich schlimm war“.

In der zweiten Erhebungsphase wurde ganz deutlich, dass manche jungen Erwachsene den Eindruck haben, aufgrund ihres Pflegekindseins und den damit einhergehenden Herausforderungen und Anforderungen eine defizitäre schulische Entwicklung erlebt zu haben. Manchmal wird den Pflegeeltern vorgeworfen, aufgrund einer überbehütenden Haltung die

Bildungskarriere gehemmt zu haben. Chris beispielsweise berichtet nicht ohne Wehmut:

„Ich werde sowas nie erreichen, ich werde nie eine akademische Laufbahn einschlagen, laut der Pflegefamilie. Ich wollte eigentlich ne weiterführende Schule besuchen, auf Geheiß von meinen ganzen Lehrern und die wissen das leider Gottes ziemlich gut, ja mein Klassenlehrer ist von mir höchst begeistert. [...] Entgegen des Wunsches meiner Erziehungsstellenmutter, die mich da falsch eingeschätzt hat eventuell, hat halt gesagt: „Du bist froh, wenn du grad so dein Zahnarzhelferin schaffst, für was anderes Chris, sehe ich dich intellektuell nicht, du bist ne Liebe und Nette, hast rhetorische Fähigkeiten, dass kann man ja mal gar nicht abstreiten“, aber aber ansonsten hätte ich nicht viel drauf. [...] Also ne weiterführende Schule ist illusorisch für mich. Ich soll mir mal meine Eltern auch angucken. Es ist ja nicht böse gemeint aber der Apfel fällt halt wirklich nicht weit vom Stamm und sie ist der Meinung, dass Gene doch mehr ins Gewicht fallen als die Umwelt die einen fördert, fordert und erzieht [...] Ja und jetzt sitzt ich da in so ner Praxis, da kann die Mutti auch nix dafür. Die hat's gut gemeint und jetzt hock ich da in so ner Praxis, arbeite für nen Appel und nen Ei, jede Putzfrau verdient mehr.“

Und Matteo berichtet:

„Schon damals, also es war schon so, dass ich in der achten Klasse, ne in der neunten Klasse damals, ein Praktikum machen wollte bei der Polizei. Und dann hieß es, so meine Pflegemutter: „Ja nee, mach doch das Praktikum beim Krankenhaus“. So bin ich dann quasi auf dieser Pflegeschiene Medizin hängen geblieben und eigentlich wollt ich eher so Polizei. Hat mich schon immer interessiert. Und dann so: „Ja das schaffst du nicht, mental nicht, das ist nix für dich. Und körperlich schaffst du das auch nicht und so“. Und jetzt ist das dann so, dass ich dann irgendwie eigentlich das jahrelang so hier und da mal so im Kopf hatte, aber irgendwie hab ich das auch nie so wirklich verfolgt, weil das ja so im Keim erstickt worden ist.“

Nachholende Bildungskarriere

Um mehr Zufriedenheit zu erreichen streben manche Pflegekinder, die in ihrer bisherigen Bildungs- und Berufskarriere nicht den Eindruck haben, ihre Potenziale ausschöpfen zu können, eine nachholende Bildungskarriere an.

So hat Matteo, der als Krankenpfleger unterfordert und unglücklich war, zum zweiten Interviewzeitpunkt ein naturwissenschaftliches Studium aufgenommen und bewirbt sich gleichzeitig für eine Karriere bei einer Sicherheitsbehörde.

Chris, die mit ihrer Tätigkeit als Zahnarthelferin unzufrieden ist, hat sich privat literarisch weitergebildet, hat einen Freundeskreis, in dem viel über Literatur und Philosophie diskutiert wird. Um sich auch formal weiterentwickeln zu können sucht sie eine Möglichkeit Soziale Arbeit als Seiteneinsteigerin zu studieren.

Und Kusuma, die unter den belastenden körperlichen Anforderungen als Krankenpflegerin leidet und unter den ungünstigen Arbeitszeiten, erwägt ebenfalls ein Studium als Seiteneinsteigerin aufzunehmen.

Gemeinsam ist allen, die eine nachholende Bildungskarriere anstreben, dass sie sehr intensiv mit der Frage beschäftigt sind, wie ein entsprechendes Studium oder eine Ausbildung – ohne staatliche und meist ohne familiäre Unterstützung – finanziert werden kann. Wie oben bereits beschrieben findet beispielsweise Matteo dafür teils abenteuerliche Möglichkeiten, zum Beispiel indem er im Schlaflabor arbeitet oder sich für medizinische und pharmazeutische Tests zur Verfügung stellt. Hier wird deutlich, auch das soll nochmals besonders betont werden, dass solche Finanzierungsversuche einer besonderen Kreativität bedürfen – und manchmal auch risikoreich sein können.

Weiter ist ihnen allen gemeinsam, dass sie – trotz der generellen Flexibilisierung des Bildungssystems – das Gefühl haben, altersmäßig von einer Normalbiografie abzuweichen und sich auch mit entsprechenden Fragen von Außenstehenden auseinandersetzen müssen. Matteo berichtet darüber:

„Wenn Leute so sagen: „Boah was hast du denn jetzt gemacht? Jetzt bist du Krankenpfleger, dann haste erst Geschichte studiert, jetzt machste deinen Bachelor zu Ende in Biologie und dann nen bisschen Schlaflabor. Jetzt willst du wieder was anderes machen, boah du bist jetzt bald dreißig und so“. Ich so: „Ja gut, aber das hat ja auch ne Geschichte halt nä“.“

Abgrenzung von Bildungsambitionen der Pflegefamilie

Es wurde auch deutlich, dass manche Pflegekinder sich auch im jungen Erwachsenenalter von den – oft hohen – Bildungs- und Karriereerwartungen der Pflegefamilien abgrenzen müssen. Vor allem wenn die leiblichen Kinder beeindruckende Bildungs- und Berufskarrieren vorweisen können, kann dies zur Herausforderung werden.

Chris, in deren Pflegefamilie fast alle studiert haben und erfolgreich sind, leidet sehr darunter und fühlt sich aufgrund ihres wenig prestigeträchtigen Berufs oft abgehängt. Dies versucht sie teilweise zu kompensieren, indem sie sich privat weiterbildet. Die Mitglieder der Pflegefamilie nehmen diese Bemühungen und die Ambitionen allerdings wenig ernst – was für Chris teilweise auch ihre Zugehörigkeit zur Pflegefamilie in Frage stellt und sie in der Familie degradiert:

„Und das ist auch das, worauf in dieser Familie am meisten Wert gelegt wird, auch der Wert eines Menschen, unbewusst, ich analysier das so und ich seh das so und es beweist sich mir immer. Natürlich wollen die anderen das nicht sehen, aber viele dieser Familienmitglieder die Leiblichen, die Familie meiner Mutti [Pfleagemutter] ähm sehen das so, dass das ähm der der menschliche Wert, der definiert sich da über über die intellektuelle Intelligenz, ja was die emotionale Intelligenz so mitbringt das ist dann wirklich zweitrangig. Schade, leider Gottes. Also das ist ne reine, reine Akademikerfamilie halt also sehr elitäre Gesellschaft da [...] schon sehr sehr sehr sehr schön dort aufzuwachsen. Aber wenn ich mir so meine Cousine an angucke und meinen Cousin und noch ein paar andere Figuren aus der Familie: „Also ja die Chris, die kleine bunte dumme Chris“.“

Fazit: Was kennzeichnet eine gute Entwicklung aus der Sicht der Pflegekinder?

Vor dem Hintergrund des bisher vorgestellten Materials können pointiert einige zentrale Aspekte herausgearbeitet werden, die – in ihrem Zusammenspiel – aus der subjektiven Sicht der jungen Erwachsenen eine gute Entwicklung kennzeichnen.

Sehr viel Zufriedenheit und damit das Gefühl, sich selbst gut entwickelt zu haben, entsteht durch die erfolgreiche Bewältigung des Übergangs zwischen Schule, ggf. Studium und Beruf, was idealerweise zu einem (einigermassen) stabilen Arbeitsverhältnis führt oder zu der Überzeugung, einen attraktiven und in der derzeitigen Arbeitsmarktsituation gefragten Beruf zu haben. Wichtig ist es aus der subjektiven Sicht der jungen Erwachsenen, nicht nur irgendeinen Beruf zu haben, sondern einen, der den eigenen Fähigkeiten und Neigungen entspricht und in dem die eigenen Ressourcen ausgeschöpft werden können. Voraussetzung für das erfolgreiche Bewältigen des Übergangs in das Berufsleben ist die Ansammlung von Bildungsressourcen in Kindheit und Jugend und – abgesehen von wenigen Ausnahmen – das Erreichen eines formalen Bildungsabschlusses, eines Studienabschlusses oder einer erfolgreichen Ausbildung, genauso wie die Möglichkeit einen individuell passenden Beruf wählen zu können.

Eng mit dem Gelingen des Übergangs hängt ein weiteres Kennzeichen guter Entwicklung aus der Sicht der Jugendlichen zusammen: Eine gute oder zumindest zufriedenstellende ökonomische Entwicklung. In diesem Bereich haben die meisten jungen Erwachsenen sehr realistische Vorstellungen des Erreichbaren. Das Erreichbare tatsächlich zu erreichen oder nicht (weit) dahinter zurückzubleiben trägt stark zur positiven subjektiven Bewertung der eigenen Lebenssituation bei.

Außerdem ist die relative Stabilität der Lebensverhältnisse Kennzeichen einer guten Entwicklung im jungen Erwachsenenalter. Damit gemeint ist eine relative Arbeitsplatzsicherheit; eine feste Wohnung über längere Zeit oder zumindest ein fester Wohnort; Stabilität in wichtigen Beziehungen, insbesondere in Partnerschaften; sowie die kontinuierliche Übernahme von Elternverantwortung.

Und nicht zuletzt kennzeichnet sich die gute Entwicklung und die damit einhergehende subjektive Zufriedenheit der jungen Erwachsenen in einer

für sie individuell hilfreichen Beziehung zu Pflege- und Herkunftsfamilie. In Bezug auf die Herkunftsfamilie charakterisiert sich diese insbesondere in einer individuell stimmigen Balance von Annäherung und Abgrenzung. In Bezug auf die Pflegefamilie ist den jungen Erwachsenen die emotionale Basis und das Zugehörigkeitsgefühl wichtig. Auf dieser Basis können sie dann auf die Unterstützung durch die Pflegefamilie als Ganze oder zumindest durch bestimmte, für sie besonders wichtige Mitglieder bei Bedarf zurückgreifen. Gleichzeitig wünschen sie sich aber auch ein hohes Maß an Freiheit, Toleranz und Flexibilität von Seiten der Pflegefamilie zu erleben.

... und wann wird es schwierig?

Schwierig wird das Aufrechterhalten einer guten Entwicklung im jungen Erwachsenenalter, wenn sogenannte Turbulenzen auftreten: Also wenn in bestimmten Lebensphasen zu viele (einschneidende) Veränderungen gleichzeitig oder in kurzen Abständen bewältigt werden müssen oder wenn sich ein Zustand fehlender Stabilität verstetigt und somit permanent Veränderungen bewältigt werden müssen.

Ein Beispiel für ausgeprägte und langanhaltende Turbulenzen ist die Geschichte von Kathrin: Sie hat in den acht Jahren zwischen dem ersten und zweiten Interview sieben Wohnungswechsel – teils auch überregional – erlebt, hatte zwei verschiedene Partner, ist erstmals Mutter geworden, hat viermal die Arbeitsstelle gewechselt, ein Studium begonnen und wieder abgebrochen, plant ein weiteres Studium aufzunehmen, hat den Kontakt zu ihrer verwitweten Pflegemutter über mehrere Jahre abgebrochen und später wieder aufgenommen genauso wie den Kontakt zur mit ihr in der Pflegefamilie aufgewachsenen leiblichen Halbschwester. In ihrer Erzählung, in der sie insgesamt eine Fortsetzung der früher begonnenen positiven Entwicklung beschreibt, wird deutlich, dass die vergangenen acht Jahre von massiven und anstrengenden Bewältigungsleistungen geprägt waren, die zwar einerseits eine ausgeprägte Persönlichkeitsentwicklung mit sich brachten, gleichzeitig aber auch viele Energien bündelten und die gute Entwicklung auch zeitweilig in Frage stellten.

Auch an dieser Stelle muss nochmals auf die Bedeutung des Übergangs Schule – Beruf hingewiesen werden: Gelingt dieser nicht, zeitweilig nicht

oder nicht zufriedenstellend, beeinflusst dies diverse andere Lebensbereiche und macht Turbulenzen und mangelnde Stabilität wahrscheinlicher: Die ökonomische Situation bleibt prekär (häufig führt dies zu einer zeitweiligen oder dauerhaften Abhängigkeit von Transferleistungen, «Hartz 4»), die soziale Anerkennung wird teilweise verweigert, die Wohnsituation bleibt oft prekär oder nicht zufriedenstellend, die Familiengründung wird erschwert und das Thema, ob / wie der Einstieg in den Beruf erreicht werden kann, bleibt permanent präsent – v. a. bei Männern, aber auch zunehmend bei Frauen, die sich nicht (mehr) vollständig auf eine Mutterrolle zurückziehen können.

Besonderes Potential für Turbulenzen und das schwierig werden einer guten Entwicklung im jungen Erwachsenenalter entsteht außerdem dann, wenn eine längerfristige, ausgeprägte Konfliktsituation mit der Pflegefamilie vorliegt und die jungen Erwachsenen (zumindest für einen bestimmten Zeitraum) nicht auf die Pflegefamilie und ihre Unterstützung sowie die Ressourcen im Umfeld der Pflegefamilie zurückgreifen können.

Dies zeigt sich besonders am Beispiel von Matteo, der sich mit seiner explizit christlichen Familie aufgrund seiner gleichgeschlechtlichen Orientierung und seines Coming-Outs entzweit hat und dadurch einen massiven Einbruch an Stabilität seiner Lebensverhältnisse erfahren hat. Die für ihn bis dato wichtige Beziehung zu den Pflegeeltern, mit der viel Unterstützung sowohl emotional wie auch lebenspraktisch einherging, hat sich dadurch, wie er beschreibt „abgekühlt“ und „stark reduziert“, was zu Umdeutungen der Beziehung führte und zu massiven Turbulenzen in Matteos Leben. Dass es sich um ein für Matteo und seine Identität sehr grundlegendes Thema handelt und gleichzeitig um eines, für das die Pflegeeltern keinerlei Verständnis und Toleranz zeigen können, erschwert und verstetigt den aus Matteos Sicht dauerhaft nicht mehr auflösbaren Konflikt.

Schlussfolgerungen: Was macht vor diesem Hintergrund eine gute Pflegefamilie aus?

Vor dem Hintergrund der Ausführungen in diesem Kapitel drängt sich die Frage auf, was eine gute Pflegefamilie im jungen Erwachsenenalter ausmacht.

Deutlich wird: Krisen, Brüche, schwierige und manchmal auch scheiternde Orientierungs- und Bewältigungsversuche sind Teil der Entwicklung von Pflegekindern im jungen Erwachsenenalter. Auch zeitweilige Zerwürfnisse können als Teil dieser Orientierungsversuche und der Suche nach einem eigenen Lebensstil verstanden werden – und stellen für sich genommen kein Scheitern der Pflegefamilie dar. Im Detail wird die Beziehung zur Pflegefamilie im jungen Erwachsenenalter später beschrieben (siehe Kapitel 3), doch bereits an dieser Stelle können einige Merkmale einer guten – im Sinne einer hilfreichen und unterstützenden – Pflegefamilie festgehalten werden.

Eine gute Pflegefamilie im jungen Erwachsenenalter kann aus der Sicht der jungen Erwachsenen als eine Familie charakterisiert werden,

- die die Pflegekinder auf dem Weg ins Erwachsenenleben im Tempo der jungen Erwachsenen begleitet – auch nach der offiziellen Beendigung des Pflegeverhältnisses – und Übergänge als Prozesse versteht (vgl. die Forderungen von Care Leaver e. V. 2013).
- die tolerant ist gegenüber den Kurven, Schleifen und anderen Umwegen, die die jungen Erwachsenen auf der Suche nach einem für sie individuell passenden Lebensstil und eines passenden Berufs sowie beim Entwickeln einer eigenen Lebensphilosophie einlegen
- die tolerant und offen gegenüber anderen Lebenserfahrungen und Lebensformen ist – auch wenn diese (an einigen Stellen) den eigenen Überzeugungen widersprechen
- die versteht, dass die Auseinandersetzung mit der leiblichen Familie im jungen Erwachsenenalter nochmals an Brisanz gewinnt und wichtig ist für das Entwickeln eines eigenen Lebensstils und eines eigenständigen Erwachsenenlebens
- die – während des gesamten Pflegeverhältnisses – ihre Bildungsambitionen für die Pflegekinder immer wieder reflektiert und eine für das jeweilige Pflegekind passende Balance findet zwischen Fördern und Grenzen akzeptieren

Botschaften der jungen Erwachsenen für Pflegeeltern und Fachkräfte

Bündelt man die aus dem Interviewmaterial hervorgehenden Aussagen der heute erwachsenen, ehemaligen Pflegekinder in Botschaften an Pflegeeltern, dann könnten diese folgendermaßen lauten:

- Ermutigt und stärkt das Pflegekind frühzeitig – idealerweise über das gesamte Pflegeverhältnis – eine gute Schullaufbahn einzuschlagen. Auch wenn es oft keine Lust auf Schule hat und alles Mögliche wichtiger erscheint.
- Hilft dem Pflegekind sorgfältig einen Beruf auszuwählen, in dem seine Persönlichkeit und Fähigkeiten zur Geltung kommen können.
- Stülpt dem Pflegekind nicht eure eigenen Vorstellungen einer erfolgreichen Bildungs- und Berufskarriere über, sondern wägt gut ab, was zu dem Kind, mit seiner Geschichte und seinen Fähigkeiten passt.
- Akzeptiert, dass das Leben als junger Erwachsener nicht geradlinig verläuft, sondern manchmal auch in Kurven und mit Schleifen. Das ist bei den meisten Menschen so. Umso mehr bei Pflegekindern.
- Seid offen für die Lebensstile der Pflegekinder und tolerant gegenüber dem, was euch fremd ist.
- Akzeptiert, dass sich die Pflegekinder nicht nur von Euch Pflegeeltern lösen müssen um erwachsen werden zu können, sondern auch von der Herkunftsfamilie. Das kann anstrengend sein und die Pflegekinder brauchen Unterstützung dabei.

2. Die Bedeutung der Herkunft und die Beziehungen zur Herkunftsfamilie

Welche Bedeutung hat die Herkunftsfamilie im Erwachsenenalter?

Die eigene Herkunft verliert auch im Erwachsenenalter von Pflegekindern nicht an Bedeutung. Unabhängig davon, ob und wie intensiv in der Kindheit und Jugend Kontakte zu den Eltern oder anderen Mitgliedern der Herkunftsfamilie stattgefunden haben, bleibt die Auseinandersetzung mit der Herkunftsfamilie ein wichtiges und häufig sehr ambivalent besetztes Thema. Die Untersuchung von biografischen Verläufen erwachsener Pflegekinder über mehrere Jahre macht deutlich, dass besonders dann, wenn Entwicklungsaufgaben des Erwachsenenalters anstehen, auch die Herausforderungen steigen, das eigene Verhältnis zwischen den biografischen Wurzeln der Herkunftsfamilie und der Pflegefamilie auszubalancieren. Im jungen Erwachsenenalter stehen Pflegekinder wie alle anderen jungen Erwachsenen auch vor der Herausforderung, den Übergang in den Beruf zu bewältigen, Partnerschaften einzugehen und ggf. eine eigene Familie zu gründen oder darüber nachzudenken. Dabei werden Fragen nach den eigenen Möglichkeiten, etwa danach, wie intelligent man aufgrund seiner Erbanlagen sein kann, um einem Berufswunsch nachzugehen, markant. Ebenso Überlegungen, inwieweit das eigene Kind seine Herkunft kennen sollte und ob und inwieweit die Eltern eine Großelternrolle für das eigene Kind einnehmen können und werden.

In der Zusammenschau der Interviews mit Frauen und Männern, die uns im Alter von Anfang/Mitte zwanzig ihre Lebensgeschichte erzählt und Ende zwanzig/Anfang dreißig die weitere Entwicklung geschildert haben, ließen sich in Bezug auf die Herkunftsgeschichte und die Mitglieder der Herkunftsfamilie einige Themen erschließen, die in unterschiedlicher Intensität immer wieder auftreten. Diese Themen, die nachfolgend vorgestellt werden, treten mitunter bereits im Kindes- bzw. Jugendalter auf, erhalten jedoch im Erwachsenenalter, wenn die eigenen Möglichkeiten der Auseinandersetzung und das Verantwortungsgefühl für andere Menschen steigen, einen besonderen Stellenwert.

Das Bestreben Erinnerungslücken zu füllen

Pflegekinder, die sehr jung in die Pflegefamilie kamen und keine eigenen Erinnerungen an ihre Herkunftsfamilie und ggf. andere Orte und Menschen haben, mit denen sie zuvor zusammenlebten und die auch kaum Besuchskontakte in der Kindheit hatten, verbringen durchaus harmonische Kindheiten in ihrer Pflegefamilie, in denen das Pflegekind-Sein im Alltag keine große Rolle spielt. Je älter sie werden, desto mehr beschäftigen sie sich auch mit Fragen der Vergangenheit, den Gründen für die Inpflegegabe und auch der ganz eigenen Geschichte, wie Melanie beschreibt:

„Jeder in der Klasse oder von den Freundinnen hatte so ein Buch: ‚Mein erster Zahn, mein erster Schritt‘. Das hatte ich immer vermisst, ich wollte auch so gerne Bilder haben, wo ich ganz klein bin und so.“

Auf die identitätsbegründenden Fragen nach dem ‚Wer bin ich?‘ und ‚Woher komme ich?‘ können Pflegeeltern oft keine Antworten geben, wenn sie selbst nicht mit den entsprechenden Informationen versorgt wurden. Pflegekinder sind daher auf Fachkräfte angewiesen, von denen sie Informationen erhalten und denen sie genügend Vertrauen entgegenbringen, um entsprechende Fragen stellen zu können. Viele Pflegekinder trauen sich in jüngeren Jahren auch nicht, sich mit Fragen an ihre Pflegeeltern oder auch an ihre Eltern zu wenden, weil sie die Befürchtung haben sie damit zu verletzen oder sich gegenüber einer Partei illoyal zu verhalten. Wenn Pflegekinder dann beginnen, eigene private und berufliche Zukunftspläne zu schmieden, sich allmählich von ihrer Familie ablösen, autonomer werden und vor Neuorientierungen stehen, treten Erinnerungslücken wieder stärker ins Bewusstsein, sodass die Auseinandersetzung im jungen Erwachsenenalter aktuell wird. Auf die Fragen, die sich Melanie im obigen Beispiel bereits in ihrer Kindheit gestellt hatte, konnte sie erst seit ihrer Volljährigkeit nach und nach eine Antwort finden. Sie begab sich durch die Unterstützung des Pflegekinderdienstes über viele Jahre auf Spurensuche, füllte auf diese Weise ihre Erinnerungslücken und konnte sich allmählich ein vollständiges Bild ihrer eigenen Biografie erstellen. Wie bedeutsam diese Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte und den eigenen Wurzeln war, zeigte sich Jahre später im zweiten Inter-

view, indem sie mit ihrer Vergangenheit soweit abgeschlossen hatte, dass keine quälenden Fragen oder Ungereimtheiten mehr offen waren, die sie in privaten Beziehungen und im beruflichen Alltag einschränken würden.

Fragen und die Suche nach Ähnlichkeiten zu Mitgliedern der Herkunftsfamilie und das Bedürfnis nach Zugehörigkeit zu den eigenen biologischen Wurzeln

Neben dem Füllen von Erinnerungslücken geht es bei der Auseinandersetzung mit der eigenen Herkunft sehr stark um Fragen der Ähnlichkeit: „Gibt es Personen, denen ich ähnlich sehe, mit denen ich Gemeinsamkeiten habe?“ oder „Welche genetischen Merkmale verbinden uns?“ sowie das Bestreben, einen positiven Anker in den biologischen Wurzeln zu finden. Auseinandersetzungen mit diesen Fragen erfolgen sowohl im positiven wie im negativen Sinne und deutlich differenziert nach einzelnen Mitgliedern der Herkunftsfamilie. Bemerkenswert ist, dass positive Merkmale und Ähnlichkeiten vor allem mit (Halb-)Geschwistern als verbindend betont werden. Dabei geht es sowohl um äußerliche Merkmale (gleiche Augen, gleiche Haarfarbe, gleicher Gang etc.) als auch um Werte, Verhaltensweisen und Gesinnungen oder sogar extrem konstruierte Gemeinsamkeiten („Wir hatten in der Kindheit jeweils einen Hasen, der den gleichen Namen trug. Das kann kein Zufall sein!“). Kusuma beispielsweise stellt große Ähnlichkeiten zu ihrem jüngeren Bruder fest, obwohl phasenweise kein Kontakt bestand:

„Bei uns beiden war das ganz ganz toll. Also ich kann wirklich sagen, wir haben eigentlich im Leben alles zusammen gleich erlebt, ob das von der Klauzeit bis keine Ahnung was war. Also immer so gleich Scheiße gebaut irgendwie, nä. Obwohl wir halt meilenweit auseinander waren und manchmal auch keinen Kontakt haben durften so nä, aber dann haben wir telefoniert. Er voll am heulen und sachte: „Kusuma ich werd Papa“, weißte so. Und ich voller Euphorie, sag ich: „Ja Mensch das schaffste“. Und hab mich aber gleichzeitig gefreut, dass ich nicht in seiner Haut stecke: „Dat schaffst du und ich unterstütze dich und jede Hilfe die du brauch die kriegste von mir“. Und wir sagen immer so: „Digga das schaffste schon“, nä. „Ja ja meinst?“ Sag ich: „Ja sicher“, nä. [...] Vier Wochen später ruf ich ihn an, heulend: „David ich werd Mama“. Und er genau dat gleiche:

„Hey Kusuma, das schaffste, Mensch das packste“. Genauso, das war mal wieder der Knaller, wirklich. Also dass wir beide so das Gleiche erlebt haben.“

Eine besonders starke Betonung bis hin zur Idealisierung von positiven Ähnlichkeiten mit Geschwistern kann besonders dann entstehen, wenn Eltern(teile) mit ihren Attributen und ihrem Lebensstil abgelehnt werden. Dies wird im Beispiel von Chris, die getrennt von ihrem Bruder aufwuchs und erst als Erwachsene von dessen Existenz erfuhr sehr deutlich:

„Mein Bruder Thomas, der weggegeben wurde, der mir vorenthalten wurde, der ist mir am ähnlichsten von allen erstgradig Verwandten. Er ist auch Musiker, ist Gitarrist, ich bin Sängerin, er hat den gleichen Wortschatz wie ich, der hat genau die gleichen Fähigkeiten, wir lesen die gleiche Lektüre, waren in den gleichen Lebensphasen in den gleichen Gedankengängen, wir sind beide Atheisten. Wir sind halt beide gleich. Der ist mir so ähnlich, wenn ich ein Mann geworden wäre, wäre ich Thomas, wäre er eine Frau geworden, wäre er ich. Definitiv, wir sind Seelenzwillinge. Wenn man als Pflegekind woanders aufwächst und man sucht nach Gleichen, nach Blutsverwandschaft, weil das für einen nicht selbstverständlich ist, da haben viele weggegebenen Kinder einen Knall und ich auch. Da kann man als Pflegekind auch Identitätsprobleme bekommen. Deshalb ist es für mich das schönste auf der Welt: Ich steh da mit meinem Bruder, alle anderen sind nicht mit mir verwandt, aber da steht noch ein Pflegekind und das ist sogar mit mir verwandt!“

Das Gefühl der Verbundenheit mit Geschwistern kann es Pflegekindern ermöglichen, identitätsbildende Fragen nicht ausschließlich in der Beziehung zu den leiblichen Eltern zu beantworten. In Chris Beispiel ist ein Zusammenhang zwischen der Distanzierung von ihren Eltern und der Annäherung an ihren (hier) Bruder erkennbar. Damit gelingt es ihr, die Zugehörigkeit zur Herkunftsfamilie positiv zu beantworten und eine selbstwertstärkende Verbindung zu den biografischen Wurzeln herzustellen.

Ähnlichkeiten werden auch in Bezug auf Eltern thematisiert. Auffällig ist jedoch, dass diese – bis auf wenige Ausnahmen – mit geringerer Leidenschaft zum Ausdruck gebracht werden und sich zudem eher auf negative Merkmale beziehen, etwa die Neigung, selbst Suchtverhalten zu

entwickeln oder egoistische Charakterzüge zu besitzen („Da erkenne ich mich wieder. In die Richtung tendier ich auch, deshalb tut mir der Kontakt nicht gut.“). Über die intensive Betonung von (vor allem positiven) Ähnlichkeiten wird Zugehörigkeit hergestellt und umgekehrt auch Abgrenzung von extrem negativen Attributen erzeugt. So hängen Zugehörigkeitsgefühle gegenüber Eltern besonders davon ab, ob die Pflegekinder sich von ihnen geliebt fühlen oder zumindest ein aufrichtiges Interesse um ihrer selbst willen verspüren. Die Enttäuschung ist groß, wenn die Beziehung (rückblickend) als „Draufleggeschäft“ betrachtet wird, wie bei Chris im zweiten Interview:

„Einerseits hab ich natürlich Mama und Papa lieb, andererseits gehen die mir schwer auf den Zeiger mit ihrer Mittellosigkeit und mit ihrem Kleingeist, den sie besitzen. Das sind ja nicht schlechte Menschen aber die sehen mich nicht als Mensch, das können sie nicht, da sind sie zu unreflektiert. Es ist ganz nett, ich seh sie ab und zu mal aber in engeren Intervallen wird es auch schon wieder leicht nervig. Für mich ist das eigentlich nur ein Draufleggeschäft, weil ich besuch die deren halber. Natürlich umarm ich meine Mama gerne aber ich mach das gerne weil ich möchte, dass es ihr gut geht. Ich brauch sie so wenig, brauch sie einfach eigentlich gar nicht so.“

Chris erkennt bei ihren Eltern keinerlei positive Aspekte mehr, mit denen sie sich in Verbindung bringen möchte und lässt sich abwertend über deren mangelnde Intelligenz und die geringen finanziellen Mittel aus. Sie fühlt sich nicht bedingungslos von ihnen geliebt, stattdessen hat sie das Gefühl, nur für die Bedürfnisbefriedigung ihrer Eltern gut zu sein. Das enttäuscht sie massiv. Anstrengungen, sich von den unliebsamen Eigenschaften abzugrenzen, torpediert sie jedoch, in dem sie weiterhin den persönlichen Kontakt aufrechterhält und sich über ihr selbsterklärtes Samaritertum die Nähe zu ihnen sichert. Zwischen der Sehnsucht als Kind und Mensch von den Eltern geliebt zu werden und der Verurteilung der Eltern als egoistische Personen, drückt sich damit eine starke und belastende Ambivalenz aus.

Auch Eric, der sich im Alter von Mitte zwanzig erstmals auf seine Mutter und seinen Vater eingelassen hat, musste die schmerzliche Erfahrung machen, dass die Eltern kein aufrichtiges Interesse an ihm zeigen:

„Es war immer so, ich hab da reingepulvert und reingepulvert aber nie wirklich was von ihr [der Mutter] zurückbekommen. Dann hat sie meinen Geburtstag vergessen, super Sache, da denkt man sich: ‚Hast du zu viel gesoffen oder was stimmt nicht mit dir? [...] Ich stell mir das immer wieder so vor: Wenn ich meinen Sohn dreiundzwanzig Jahre nicht sehe, dann interessiere ich mich eigentlich für den. Aber er [der Vater] hat nur davon geredet, was er alles gemacht hat und wie es ihm ging und wie krank er ist und was seine Probleme sind und dies und das alles, nur von sich.“

Extreme und langanhaltende bis dauerhafte Abgrenzungen von Eltern(teilen) gehen entsprechend mit tiefen Verletzungen und Enttäuschungen einher. Im Fall von Kathrin, die im Alter von elf Jahren auf eigenen Wunsch hin in die Familie ihres Stiefvaters zog, änderte sich vom ersten zum zweiten Interviewzeitpunkt weder ihr tatsächliches Verhältnis noch ihre Grundhaltung zur Mutter. Sie erlitt in ihrer Kindheit körperliche Misshandlung durch ihre Mutter, wurde häufig allein gelassen und musste sich notgedrungen um die Versorgung ihrer jüngeren Geschwister kümmern, die allesamt von unterschiedlichen Vätern stammen, was für sie nicht leicht zu verkraften war. In dieser extremen Lebenssituation wendete sie sich selbst ans Jugendamt und äußerte den Wunsch, in die andere Familie zu ziehen. Als dieser schließlich in Erfüllung ging und der Umzug stattfand, erlebte sie nach eigener Aussage den schönsten Tag ihres Lebens.

„Also ich verbind das nur mit negativen Erfahrungen und es war auch der schönste Tag meines Lebens, als ich mein Meerschweinchen, meine Zahnbürste nehmen konnte und weggegangen bin. Da hab ich auch gar nicht zurückgeblickt, sondern ich war wirklich heil froh, dass ich da raus kam. Weil ich wollte auch immer irgendwie was machen aus meinem Leben, wollte ja auch zur Schule gehen und alles aber es wurde mir nie irgendwie ermöglicht. Ich hatte nie irgendwie eine Bindung zu meiner Mutter gehabt, nie. Die war entweder weg oder hat mich nicht gut behandelt und von daher war ich da heil froh, als ich da weg kam. Ich hab immer gesagt: „Papa, Papa [Stiefvater], ich will zu dir“. Ich hab mich damals an dem Bett festgekrallt, dass weiß ich genau, weil sie mich abgeholt hat und ich hab gesagt: „Ich will nicht“. Da musste das Jugendamt kommen und musste mich daraus holen weil ich nicht wollte. Bis das irgendwann vor Gericht

ging, wo ich gesagt hab: „Nee, ich will nicht mehr, ich will definitiv da weg“ und das war auch die beste Entscheidung meines Lebens.“

Vor dem Hintergrund ihrer eigenen Mutterschaft wird die Ablehnung ihrer Mutter noch bewusster und führt dazu, dass Kathrin noch weniger Verständnis für sie aufbringen kann und sie sich auch keinen Kontakt zwischen ihrer Mutter und ihrem eigenen Sohn vorstellen kann:

„Jeder sagt: „Es ist deine Mutter“, aber im Grunde ist sie nicht meine Mutter. Sie hat mich auf die Welt gebracht und wollte mich nicht haben. Das hat sie vor gar nicht allzu langer Zeit sogar noch zu meiner Schwester gesagt. Ich kann das halt nicht nachvollziehen, gerade jetzt, wo ich auch selber Mutter bin. Ich kann's halt überhaupt nicht verstehen, weil ich total traurig wäre, wen ihm irgendwas zustoßen würde oder ich würd ihn auch nie abgeben oder wenn sich da eine andere Mutter drum kümmert und sagt: „Ich nehm den als mein Kind“, ich würd alles versuchen um den wieder zu kriegen irgendwie. Und ihr war das total egal. So wie sie mich behandelt hat, was soll ich da jetzt hin gehen und sagen: „So guck mal, hier ist dein Enkel“, nee. Ich sehe sie auch nicht so irgendwie als Oma an.“

Jenny beschreibt Ähnliches. So kann auch sie zunehmend weniger Verständnis für ihre leibliche Mutter aufbringen:

„Also ich hab's, hab versucht manches nachzuvollziehen, aber ich kann's nicht, geht nicht. Das macht das für mich noch unverständlicher, da ich selber in Situation bin, dass ich selber die Gefühle hatte, dass ich selber nen Kind zur Welt gebracht hab und einfach weiß, was da für eine Bindung ist von Anfang an oder sein kann.“

Im Erwachsenenalter erleben Pflegekinder die Kontraste zwischen Pflege- und Herkunftsfamilie sehr intensiv, weil sie mit der eigenen persönlichen und beruflichen Entwicklung abgeglichen werden und sie für sich einen Weg finden müssen, sich in den – wie viele von ihnen betonen – „zwei unterschiedlichen Welten“ zu positionieren. Marcel, den es in seiner Jugend sehr stark zur Mutter gezogen hat und der sich gleichzeitig von seiner Pflegefamilie distanziert hat, kam nach der Trennung von seiner Frau und seinem Kind zu der Erkenntnis, dass die Kontakte zur Mutter schlecht waren und sie Schuld am Scheitern der Ehe trägt:

„In der Vergangenheit war ja nicht alles schlecht, ich hab auch noch die guten Dinge im Kopf. Aber die schlechten Dinge sind es, die für mich fast existentiell geworden sind. Wie zum Beispiel das Elli und ich uns getrennt haben, das hat sehr viel mit dem Alkoholgenuss meiner Mutter zu tun. Ich war sehr häufig bei meiner Mutter, das wurde dann zu viel und war für unsere Beziehung sehr belastend. Wenn meine Mutter Geld brauchte, rief sie mich an. Wenn sie gesagt hat, ich brauch jetzt mal dreihundert Euro, bin ich ans Konto gegangen, hab Geld geholt und es ihr gegeben. Es war nicht so, dass wir Geld wie Heu hatten. Ich hab's ohne Ellis Wissen gemacht, wo sie dachte, das Geld sei noch da und auf einmal war es nicht mehr da. Meine Mama und meine ganze Familie haben es mir auch nie gegönnt, dass es mir gut ging. Ich hatte immer das Gefühl, sobald es mir in meinem Leben etwas besser geht, ob es Neid ist oder wie auch immer, dann wird wieder gegen mich gepuscht. Hätt ich mehr auf Hoffmanns [die Pflegefamilie] gehört, die haben mir das schon mit fünfzehn sechzehn gesagt, ich wollte es nicht lernen.“

Und Olivia beschreibt sehr eingängig, wie massiv sich die zwei Welten von Pflege- und Herkunftsfamilie auf sie ausgewirkt haben:

„Also es warn immer so zwei Welten, in die man dann gewechselt hat. Das fand ich auch das Schwierigste. Das ist auch das, was immer noch ist. Dass es halt immer diese zwei Welten gab. In denen ich hin- und hergeschwitzt bin.“

und

„Das ist quasi das, was eigentlich, also dass dieser Zwiespalt eigentlich die ganze Zeit mein Leben beeinflusst hat. Und dass ich natürlich immer hin- und hergerissen war und dass irgendwie keine schöne Erfahrung war. Aber die mich natürlich auch zu dem gemacht hat, was ich heute bin.“

Neben inneren und äußerlichen Ähnlichkeiten spielen somit auch der jeweilige Lebensstil und mögliche Differenzen eine wichtige Rolle. Wenn es Pflegekindern im Erwachsenenalter gelingt, der Lebensweise der Eltern etwas Positives abzugewinnen, von dem sie im Kontakt idealer Weise selbst profitieren können, fällt es ihnen leichter, die eigene Herkunft in ihre Lebensphilosophie zu integrieren. Mitunter ist dies ein Prozess, der

erst in einem Alter, indem erwachsene Pflegekinder selbst bereits intensive Selbstreflexionsprozesse durchgemacht haben, von staten geht. So konnte Tobias, der sich von seinem Vater im Stich gelassen fühlte und jahrelang den Kontakt aus Enttäuschung ablehnte, als 30jähriger eine Wiederannäherung zulassen, die sich zu einer vertrauensvollen Beziehung entwickelt hat. Inzwischen sieht er seinen Vater durch dessen Haltung zum Leben in vielen Punkten sogar als ein Vorbild an:

„Ich hab gemerkt, er ist ein Mensch, dem man blind vertrauen kann. Mittlerweile ist eine große Vertrauensbasis da. Er hat intellektuelle Fähigkeiten, die sind der pure Wahnsinn, was der sich alles merkt. Er erzählt ganz viele interessante Dinge und er hat auch viel gesehen, hat in ganz vielen Ländern praktiziert [als Arzt], war in Afrika, in Norwegen, in Japan, in China, in Schottland und hat halt auch überall dann zwischendurch auf nem Bauernhof gearbeitet, einfach so, er hat auch schon alles gemacht. Der lebt von seinen siebzig Euro im Monat, teilweise schläft er einfach im Auto, hat auch so gut wie gar keinen Besitz. Er lebt schon sehr geistlich muss man sagen, der liebt das Leben in seiner Schlichtheit und das ist halt toll. Ich hab viele Ähnlichkeiten mit ihm. Er hat ein sehr, wie soll man sagen, makroskopisches Denken, also er nimmt das Ganze- oder so holistisch sagt man ja auch, dieses allumfassende, immer das große Ganze zu erkennen was ja mehr ist als die Summe seiner Teile und diese Tendenz hab ich auch ganz stark, immer gehabt!“

Deutlich erschwert wird die Positionierung zwischen Herkunfts- und Pflegefamilie, wenn die Mitglieder der Pflegefamilie kein Verständnis für eine Annäherung an die Herkunftsfamilie zeigen und sich die (erwachsenen) Pflegekinder hin und her gerissen fühlen. Dies wird am Beispiel von Eric deutlich, dessen Pflegeeltern ihm vermittelten, ihn aus schlechten Verhältnissen geholt zu haben. Eric lernte den Großteil seiner Herkunftsfamilie erst im Alter von Mitte zwanzig kennen und konnte sich so ein eigenes Bild machen:

„Ja die Mutter [die Pflegemutter] die lebt ja noch aber der geht es im Moment nicht mehr so gut. Da bin ich auch recht selten. Auch weil ich mittlerweile gar nicht mehr so weiß wo ich überhaupt noch hingehöre, weil das jetzt so viele Faktoren sind, so meine Pflegefamilie sagt: „Halt dich von denen fern“, die sagen wiederum: „Warum denn, wir haben doch

gar nix gemacht?“ Die wissen halt alle gar nicht so- weil das sind wirklich zwei verschiedene Welten womit ich da zu tun hab und da weiß ich eigentlich gar nicht im Moment wo ich hingehöre. Ganz in der Ecke da seh ich mich im Moment so eher als Einzelgänger mittlerweile, schon irgendwie weil irgendwo gehör ich jetzt zu der Familie von vierhundert Leuten aber nirgends so richtig hin.“

Angst vor Vererbung oder Kontaminierung

Ein prominentes Thema bei erwachsenen Pflegekindern ist die Sorge oder die Angst vor Vererbung oder Kontaminierung durch die Eltern (vgl. Reimer 2017). Ein Beispiel ist die Angst vor möglicher Vererbung psychischer Krankheiten. Dies findet sich beispielsweise in den Ausführungen von Melanie wieder, die beschreibt:

„Ja vor allen Dingen weil ich dachte: ‚Oh toll, jetzt hat der [der Vater] so ne Erkrankung. Ist das genetisch, krieg ich das auch und hab ich das vielleicht schon und kann ich das weiter geben?‘.“

Die Kontaminierungsangst bezieht sich vor allem auf eine mögliche Ansteckung sozialer Randständigkeit (faul sein, Dummheit, Arbeitslosigkeit, Abhängigkeit von Sozialleistungen) als auch die Sorge, selbst mit multiplen Problemlagen überfordert zu werden, wenn man im Kontakt zu den Eltern steht. In Fällen, die diesbezüglich eine extreme Ausprägung zeigen, wird diese Angst häufig durch Pflegeeltern verstärkt oder geschürt, wie bei Eric:

„Meine Eltern [die Pflegeeltern] haben immer gesagt: ‚Sieh zu dass du lernst, nicht dass du so endest wie deine Mutter‘ oder so, also nicht so krass, aber wie die Familie, weil ein Großteil von meiner Familie, der ist schon echt von der richtigen – also was ich so mitbekommen hab, zum Teil ich will nicht sagen Abschaum aber die sind echt schon unterste Schicht. Die sind aber auch selber dran schuld, das sind Säufer, das sind vielleicht Mörder sogar. Mein Vater hatte halt Angst, dass ich die Gene von da übernommen hab, also mein Pflegevater und dann auch irgendwann so ende.“

Die Einordnung solcher teils harten Aussagen fällt Pflegekindern auch im Erwachsenenalter nicht leicht, wird jedoch differenzierter und führt manchmal zu ambivalenten Gefühlen gegenüber den Pflegeeltern. Je nach Tragfähigkeit der Beziehung besteht dann das Risiko, dass sich daraus Vorwürfe an die Pflegeeltern entwickeln. Chris sieht ihre Bildungschancen rückblickend als durch die Pflegemutter eingeschränkt, wie bereits im vorangegangenen Kapitel dargestellt. Da für sie Bildung einen sehr hohen Stellenwert hat, hadert sie damit, erklärt sich dies jedoch damit positiv, dass die Pflegemutter nur das Beste für sie wolle, hier soll nochmals auf den Ausschnitt aus einem Zitat verwiesen werden:

„Meine Pflegemutter hat zu mir gesagt also eine weiterführende Schule ist für mich illusorisch. Ich soll mir meine Eltern auch angucken und es ist ja nicht böse gemeint aber der Apfel fällt halt wirklich nicht weit vom Stamm und sie ist der Meinung, dass Gene doch mehr ins Gewicht fallen als das die Umwelt einen fördert und fordert und erzieht. Ich weiß nicht, ob das so ist, ich hab keine Referenzen aber vielleicht hätte man das doch ausprobieren können, da spielen so viele Faktoren eine Rolle.“

Hochambivalente Gefühle

Gefühle der Sorge, Verantwortung, Mitleid und ein schlechtes Gewissen, „weil man es besser hat“ finden sich in extremen Ausprägungen in Bezug auf (Halb-)Geschwister wieder, die in der Herkunftsfamilie oder an einem anderen Ort aufgewachsen sind. Hintergrund für Sorgen, Verantwortungsgefühle, Mitleid und auch schlechtes Gewissen sind Entwicklungen und aktuelle Lebenssituationen, die als extrem kontrastreich zum eigenen Leben wahrgenommen werden. Da sich schwierige Lebensbedingungen in der Kindheit, wie Krankheit, schlechte ökonomische Verhältnisse und geringere Bildungschancen auch auf das weitere Leben auswirken, sind diese Gefühle bis ins Erwachsenenalter hinein präsent. Teilweise verstärken sich diese noch, weil sich die Pflegekinder mit dem Erreichen der Volljährigkeit in einer besonderen Verantwortung sehen, wie bei Melanie. Sie beschreibt im ersten Interview mit 21 Jahren:

„Dann bin ich in die Familie gekommen. Das war schlimm für mich, weil ich direkt an eine Baustelle gekommen bin. Mein Bruder hat ein halbes Jahr nichts mehr gegessen, der war total abgemagert. Ein paar Monate

danach haben sie ihn eingeliefert, weil es so schlimm war. Für mich war direkt: ‚Oh Gott, du musst helfen, du musst hier die Mutterrolle übernehmen‘ und das war mir zu anstrengend. Ich hatte immer das Gefühl, dass ich als Mutter einspringen muss und ich hab jetzt zu meiner Pflegemutter gesagt: „Und wenn ich irgendwann hier sitze und meinen Bruder selbst groß ziehe, Hauptsache ihm geht es gut und er weiß, er hat jemanden, auf den er sich wirklich verlassen kann“.“

Die Sorge um den Bruder besteht auch zum zweiten Interviewzeitpunkt mit 26 Jahren weiter:

„Ich hab Sorgen um meinen Bruder, dass muss ich sagen, weil ich nicht weiß, wie es mit der Zukunft bei ihm aussieht. Weil er auch ganz klar sagt: „Ich bin verloren“, dass er keine Familie hat, dass er keine Eltern hat, die ihm Rückhalt geben. Er hat zwar Freunde aber mit denen kann man auch mal streiten und dann läuft’s auch nicht rund. Also ich hab ihm gesagt, dass mir es leid tut, dass sein Leben so blöd gelaufen ist und er hat gesagt: „Ja, muss es nicht, ich bin deswegen so wie ich bin und komm damit ganz gut zurecht“. Er ist denke ich, so mit sich im Reinen aber die Zukunft macht ihm halt Angst und mir halt auch, weil ich nicht weiß, wo er da hin kommt.“

In einigen Fällen und in geringerer Ausprägung lassen sich ähnliche Gefühle auch gegenüber Eltern erkennen, etwa wenn die Interviewpartner und -partnerinnen den Eindruck haben, dass ihre Eltern vom Jugendamt ungerecht oder unangemessen behandelt wurden. So erlebte Marcel bis ins Erwachsenenalter hinein, dass seine Mutter, obwohl sie sich an alle Auflagen gehalten hat, immer wieder mit ihrem Anliegen, Kontakt zu ihrem Sohn aufzunehmen und ihn wieder bei sich zu haben, abgewiesen wurde. Marcel, der die Hintergründe für sein Leben in der Pflegefamilie nicht nachvollziehen konnte, fühlte sich dadurch selbst ohnmächtig:

„Dann haben die [das Jugendamt] das irgendwie so gedreht, dass meine Mama zwei Jahre keinen Kontakt haben durfte zu mir und mich nie holen durfte und mich nie sehen durfte. Das Jugendamt hat damals meiner Mutter eine Sperre von zwei Jahren reingedrückt und immer gesagt, sie hätte keine Rechte. Dann mit neunzehn haben wir gesehen, dass sie ja eigentlich die ganze Zeit das Sorgerecht hatte, ganz, ganz komisch und

dann wollte sie mich wiederholen. „Ja dann müssen sie aber einen Mann haben“ – Mann besorgt. Dann müsste der aber arbeiten gehen- Arbeit war alles klar. „Muss er Geld haben“- war auch alles klar. „Ja dann müssen sie trocken sein“- das war sowieso kein Problem. „Das Ganze müssen sie jetzt zwei/drei Jahre durchhalten“. Dann waren die drei Jahre auch vorbei, hat meine Mama irgendwann gesagt: „Ihr tickt doch nicht mehr ganz sauber, jetzt seht zu, dass da mal was kommt“. „Das tut uns leid, die Frist ist leider seit drei Wochen abgelaufen. Sie haben kein Recht mehr, ihr Kind wieder zu holen“.

Bedürfnis nach Wiedergutmachung

Eng mit dem Punkt der Sorge verknüpft ist das Bedürfnis nach Wiedergutmachung dessen, was die Eltern angerichtet haben. Die Wiedergutmachung bezieht sich besonders auf jüngere Geschwister. In Fällen, in denen die Pflegekinder ein gegenüber Bruder oder Schwester sträflich schlechtes Verhalten der Eltern ausgemacht haben, wodurch ihre Geschwister tatsächlich oder in der Vorstellung beeinträchtigt wurden, wollen sie Wiedergutmachung leisten, indem sie ihnen Liebe und Fürsorge entgegenbringen. Chris erlebt dies in ausgeprägter Form:

„Ich hab sogar Muttergefühle für meinen eigenen Bruder. Ich liebe diesen Menschen. Ich hatte so richtig den Stolz einer Mutter und ich möchte das an ihm gut machen, was die alle falsch gemacht haben. Er ist auch sehr bindungsunfähig irgendwie und irgendwas ist da auch ganz schief gelaufen, das tut mir richtig weh, weil das ist so richtig verkorkst worden. Er hat ein Recht darauf, dass erstgradig Verwandte sich bedingungslos um ihn kümmern. Deswegen umschwärm ich ihn da auch so viel mit Liebe, mit so viel geschwisterlicher Liebe und zusätzlicher Mutterliebe von einem erstgradig Verwandten.“

Was hilft rückblickend bei der (guten) Auseinandersetzung mit der Herkunftsfamilie bzw. Herkunftsgeschichte?

Bei der Auseinandersetzung mit den Herkunftsthemen zeigen die Interviewten unterschiedliche Lösungs- und Bewältigungsstrategien. Diese spielen sich auf einem Kontinuum zwischen harter Abgrenzung und ggf.

Kontaktabbruch auf der einen Seite und Idealisierung und Nacheifern auf der anderen Seite ab. Eine wichtige Beobachtung ist in diesem Zusammenhang, dass sich die jeweiligen Bewältigungsformen zu verschiedenen Zeitpunkten im Leben unterscheiden können. Mitunter finden sogar sehr extreme Veränderungen statt, die von der anfänglichen Idealisierung, beispielsweise der Mutter, bis hin zur Abgrenzung führen, etwa weil die Erkenntnis eintritt, dass deren Lebensstil sich negativ auf das eigene Leben auswirkt und der Mutter die Schuld für Prozesse des Scheiterns zugewiesen wird. Solch extreme Sprünge sind besonders dann zu beobachten, wenn zwischen der Herkunfts- und der Pflegefamilie große Unterschiede im sozialen, finanziellen und bildungsbezogenen Bereich vorhanden sind. Damit nimmt die Lebenssituation der Mitglieder der Herkunftsfamilie – und besonders die Frage danach, inwieweit sie gesellschaftlich anerkannt und stabil oder marginalisiert und problembeladen sind – einen bedeutenden Einfluss auf die Auseinandersetzung mit der Herkunftsfamilie. Ebenso einschlägig für die Auseinandersetzung mit biografischen Themen ist die individuelle Deutung der Inpflegegabe. Hilfreich ist es, wenn die Hintergründe für die Inpflegegabe mit Entscheidungen verbunden werden können, die Eltern im Sinne ihres Kindes getroffen haben, um das möglichst Beste zu tun, wie bei Eric:

„Meine Mutter sagte dann, bevor ich irgendwie bei ihr untergehe, soll ich lieber da rüber [Nachbarsfamilie]. So kann sie mich auch immer noch sehen.“

Besonders wertvoll ist es, wenn die Pflegekinder bei Kontakten spüren, dass sie von ihren Eltern geliebt werden und diese ein aufrichtiges Interesse an ihnen und ihrem Leben zeigen. Dann kann ein Leben auch mit zwei Müttern gut funktionieren, wie Lars erklärt:

„Die Mama [Pfleagemutter] hab ich das ganze Jahr für mich und wenn die Mutter [leibliche Mutter] kommt, dass ist dann so das Sahnehäubchen. Ich hab's immer genossen, wenn sie hier war und ich Zeit mit meiner leiblichen Mutter verbringen konnte.“

Aber auch das Erleben der eigenen Handlungsfähigkeit im Übergang in die Pflegefamilie ist hilfreich für die weitere Auseinandersetzung mit der Herkunftsgeschichte. Wie im obigen Beispiel von Kathrin deutlich gewor-

den ist, hat sie die Gründe dafür, warum sie nicht bei ihrer Mutter leben sollte, sehr bewusst wahrgenommen und für sich selbst entschieden, dass sie aus diesem Lebensumfeld ausbrechen muss, um sich – wie sie es heute formuliert – in der von ihr gewählten Familie selbst verwirklichen zu können. Damit wird es ihr möglich, die Inpflegegabe als eine positive Kehrtwende in ihrem Leben zu deuten. Eine solche Deutung, die auf den eigenen Erfahrungen basiert, zeigt sich als widerstands- und tragfähiger als Deutungen, die von anderen (Pflegeeltern, Pflegekinderdienst oder Dritten) angeboten werden. Dadurch werden Anstrengungen, die durch Sprünge in den Bewältigungsformen notwendig werden, vermieden und mehr Stabilität erzeugt.

Aus Perspektive der heute erwachsenen Pflegekinder lassen sich einige Faktoren herausstellen, die besonders hilfreich für die Auseinandersetzung mit der eigenen Herkunft sind:

Biografische Selbstreflexion

In der Analyse der Lebensgeschichten wird erkennbar, wie wichtig die biografische Selbstreflexion für die Lebenszufriedenheit der erwachsenen Pflegekinder ist. Der geeignete Zeitpunkt, um Themen der Herkunft aufzugreifen ist individuell sehr verschieden. Je intensiver ein solcher Prozess sein wird, desto stärker ist die innere Bereitschaft, diesen als Motor für persönliches Wachstum zu begreifen. Ebenso verschieden sind die Bedürfnisse nach der Art der Auseinandersetzung. So kann für einige der direkte Kontakt mit Mitgliedern der Herkunftsfamilie der geeignete Weg sein, während für andere der indirektere Weg, etwa über Informationen, Briefe, Fotografien etc., der geeigneter ist. Kusuma, deren leiblicher Vater aus Indien stammt, setzt sich beispielsweise mit ihrer Herkunft und ihren Wurzeln auseinander, indem sie sich ihrer Kultur annähert – sie kauft sich indischen Schmuck, feiert indische Feste, macht ihre Tochter mit indischen Bräuchen vertraut und hat den Wunsch nach Indien zu reisen:

„Um das Indische so nen bisschen aufzuholen so meine Wurzeln, ich hab ne indische Familie kennengelernt in A-Dorf durch eine Freundin. Da war ich natürlich auch ganz hin und weg. Kommste in das Haus rein, die haben

einen Gebetsraum und die ganze Familie halt, da wirst du freundlich empfangen und kriegst so ein paar Gebräuche mit.“

Im jungen Erwachsenenalter, wenn Menschen für ihre eigene Zukunft Entscheidungen treffen und Weichen stellen, bekommen selbstreflexive Prozesse in jedem Fall einen besonderen Stellenwert, denn erst dadurch wird ihnen ermöglicht, „ihre eigene Geschichte zu verstehen, ihre Gegenwart bewusster zu erleben und ihre Zukunft zielsicherer zu planen“ (Lattscher / Wiemann 2007).

... Beispiel: Lebensbuch

Solche selbstreflexiven Prozesse, die sich auf die eigene Herkunft beziehen, können durch Methoden der Biografiearbeit unterstützt werden. Im Fall von Melanie, die wie, bereits vorgestellt, erst mit ihrer Volljährigkeit begann, sich systematisch mit Fragen rund um ihre Abstammung zu beschäftigen, war es eine Fachkraft, die die Erstellung eines Lebensbuches anregte und begleitete. Damit bekam Melanie einen Orientierungsrahmen mit konkreten Zielen für die Auseinandersetzung mit ihren Erinnerungslücken:

„Ich war traurig. Jeder hatte irgendwie ein Buch, indem drin steht, ‚Mein erster Zahn‘ und weiß nicht, ‚Meine ersten Schritte‘ und ich hatte einfach gar nichts. Ich bin da, ich weiß nicht woher ich komme und sonst weiß ich eigentlich auch nicht viel. Und das hatte ich Frau Schweiger [PKD] erzählt und die hatte mir gesagt: „Ja dann machen wir doch sowas wie ein Lebensbuch, was halten Sie davon?“. Und das war für mich ganz schön, weil ich dann so auf die Reise gehen konnte. Das war ganz schön, auch so von der leiblichen Familie, einfach mehr Leute kennenzulernen, zu gucken, wen gibt es da alles und wo gehör ich eigentlich überall dazu, direkt oder indirekt. Das hat mir viel gegeben.“

Auf diesem Wege gelang es ihr Erinnerungslücken zu schließen, sich ihrer eigenen Gefühle bewusst zu werden und Zielvorstellungen zu entwickeln.

Eine vertraute Fachkraft des Pflegekinderdienstes, die bis ins Erwachsenenalter ansprechbar ist

In den – eher seltenen – Fällen, in denen die Fachkraft des Pflegekinderdienstes als tatsächliche Person, nicht als „das Jugendamt“ namentlich benannt in den Interviews auftreten, stellt sie eine zentrale Ressource für die Auseinandersetzung mit der Herkunftsgeschichte bzw. der Herkunftsfamilie dar. In diesen Fällen ist die Beziehung zwischen Pflegekind und Fachkraft über die Volljährigkeit hinaus als eine vertrauensvolle gekennzeichnet. In Melanies Fall wurde die biografische Selbstreflexion nicht nur durch die spezifische Methode erleichtert, sondern besonders durch die ihr vertraute Person des Pflegekinderdienstes, die sie aktiv darin unterstützte, Antworten auf ihre Fragen zu erhalten und sie im gesamten Prozess begleitete:

„Ich aber sagen muss das es eigentlich ganz schön war weil Frau Schweiger ganz lieb ist, eigentlich so sehr lieb und sehr mitfühlend und sich manchmal auch, ich sehr merke auch zusammenreißen muss, wenn ich traurig bin und ihr traurige Sachen erzähle. Und sie auch so motivierend sein kann und sagen kann: „Jaaa und dann such ich das raus und dann machen wir dies und das“. Und das fand ich ganz toll. Also sie hat sich da immer sehr bemüht, das fand ich ganz toll. Also hat mir sehr gut gefallen, also das sie auch immer gesagt hat, sie sagte dann: „Ja ähm in der Akte steht hier“, dass ich schon mal bei einer Pflegefamilie war, wo sie dann die Adresse rausgefunden hat oder von meinem leiblichen Vater. Und das sind so Sachen, ja ich wüsste nicht wie ich da dran kommen sollte, nä und dass sie dann so wirklich Leute ausfindig gemacht hat für mich, das fand ich ganz toll.“

Musikalische und künstlerische Verarbeitung eigener Gefühle

Inwieweit es gelingt, sich mit der Herkunft auseinanderzusetzen, hängt auch davon ab, wie auftretende Gefühle verarbeitet werden. Nicht alle Gefühle können mit der Pflegefamilie, dem Pflegekinderdienst oder Freunden besprochen werden. Gespräche sind zudem nicht für jeden das geeignete Mittel. Hier haben diejenigen eine starke Ressource, die musischen, künstlerischen oder lyrischen Hobbys nachgehen und ihre

Emotionen in entsprechenden Produkten, Texten, Melodien, Collagen und Ähnlichem Ausdruck verleihen können. Viele gehen diesen Hobbys, die manchmal auch zum Beruf oder zu einer lukrativen Nebentätigkeit werden, mit großer Leidenschaft nach und erleben Stolz, wenn sie dafür auch Anerkennung von anderen Menschen bekommen. Für Tobias beispielsweise, der seit seiner Jugend Instrumente spielt und Liedtexte komponiert, stellt seine Kreativität noch heute im Alter von dreißig Jahren das wichtigste Mittel dar, um seine Vergangenheit schrittweise zu verarbeiten:

„Also ich schreibe sehr viel, ich drück mich halt einfach auf andere Weisen dann aus und bewältige so meine Probleme. Ich hab meine Stücke immer weiter perfektioniert bis da halt meine Stimmung drin steckte von mir, wirklich wichtige, ernsthafte Themen in meinen Texten vorkamen. Bis ich halt damit gelernt hab dann diese negativen Erfahrungen zu verarbeiten und positiv zu bewerten, für mich das Positive daraus zu ziehen. Es hat mich echt weiter gebracht, es hat mich gefühlsmäßig weiter gebracht, immer wieder ein neues Stück zu schreiben und mit jedem Stück das ich bisher geschrieben hab, hat sich so ein Stück von meiner Vergangenheit auch irgendwo von mir verabschiedet. Festgehalten in diesem Stück, festgehalten auf CD. Diesen Teil der Vergangenheit in einen CD-Ständer gesteckt und gedacht ‚So das is jetzt fertig‘. Also so kann man das schon sagen, so ein Abschluss einfach. Von daher ist die Musik schon ein sehr wichtiger, so der wichtigste Faktor eigentlich um mit der Vergangenheit fertig zu werden.“

Therapeutische Auseinandersetzung als Hilfe

Je nach Erfahrungsaufschichtung und schwierigen, mitunter auch traumatischen Lebensereignissen, denen Pflegekinder ausgesetzt waren, ist für die Auseinandersetzung und Verarbeitung dessen auch professionelle therapeutische Hilfe notwendig. Dabei geht es keineswegs darum, pauschal alle Pflegekinder zu therapieren, sondern orientiert an den tatsächlichen Bedürfnissen einen Zugang zu begleitenden Angeboten zu ermöglichen. Besonders in Krisenzeiten, aus denen Pflegekinder einen Ausweg suchen kann dies zu einer wahren Hilfe werden. So beschreibt Tobias, wie

er in einer schwer depressiven Phase eine Kraftquelle in Terminen mit seinem Psychologen fand, bei dem er sich gut aufgehoben fühlte:

„Ich hab so viel versucht in meiner Kindheit wie ein Erwachsener zu übernehmen und hab am Ende gedacht: ‚Es hat nicht gereicht, jetzt hat sie sich [die Mutter] das Leben genommen und du bist Schuld daran, du hättest mehr leisten müssen‘. [...] Dieses Gefühl von Beklemmung irgendwie, man fühlt sich einfach schlecht und das geht nicht weg, das macht einen antriebsarm. Da merkte ich: ‚Da musst du jetzt was gegen machen‘. Daher bin ich dann zu nem Psychologen gegangen, dem Herrn Huber, unglaublich netter Mann und das hat auch direkt super funktioniert. Wir haben erst über den Alltag gesprochen und dann ging das weiter in Richtung Vergangenheit und dann konnte man da immer schon anfangen alles zu sortieren. Diese Termine, das hat einen schon gehalten, man wusste genau: ‚Übermorgen ist es wieder soweit, da kann ich noch mal alles rauslassen‘ und dann ging man schon gestärkter in die neue Woche. [...] Also es gibt wirklich so viele Möglichkeiten und an dem Punkt hab ich dann auch irgendwo dieses Schuldgefühl von mir abwerfen können, ein bisschen auf jeden Fall, dieses verantwortlich fühlen.“

Differenzierung der Beziehungen zu Mitgliedern der Herkunftsfamilie

Insbesondere dann, wenn die Gründe für die Inpflegegabe sehr belastend und mit Schuldzuweisungen an die Eltern verbunden sind, ist es für die Auseinandersetzung mit der Herkunftsfamilie sehr bedeutsam, ob die Herkunftsfamilie als eine Einheit wahrgenommen und vermittelt wird oder die Pflegekinder die Möglichkeit haben, die einzelnen Individuen kennen zu lernen und sich so ein differenziertes Bild machen zu können. Wie im Beispiel von Chris deutlich wird, ist es für Pflegekinder auch im Erwachsenenalter für die Entwicklung eines gesunden Selbstbildes äußerst hilfreich, wenn es einzelne Mitglieder oder auch einzelne Merkmale der Mitglieder der Herkunftsfamilie gibt, mit denen positive Eigenschaften und Gefühle verbunden werden können. Auf diese Weise kann eine akzeptierende Verbindung zu den eigenen Wurzeln hergestellt und aufrechterhalten werden.

Was bedeutet das für die Pflegefamilie?

Die Ergebnisse zeigen, dass es wichtig ist, Pflegeeltern bereits im Vorfeld einer Aufnahme mit der Bedeutung, die die Herkunft für Pflegekinder hat, vertraut zu machen. Dies gilt unabhängig davon, welche Motivationen dem Pflegeverhältnis zu Grunde liegen und dies gilt weiter unabhängig davon, wie gut das konkrete Pflegekind später in der Pflegefamilie integriert ist. Deutlich wird, dass Pflegeeltern von Beginn an eine grundsätzliche Offenheit benötigen, mit ihrem Pflegekind dessen Herkunft zu thematisieren. In welcher Weise und mit welchen Botschaften dies erfolgt, ist eine entscheidendehaltungsfrage. Pflegeeltern können durchaus darin beeinflussen, ob die Auseinandersetzung für ihr Pflegekind mit seiner Herkunftsgeschichte und -familie eher konstruktiv oder als eher belastend wahrgenommen wird. Bedeutsam ist hier die Zusammenarbeit mit dem beratenden Pflegekinderdienst, auf den sie, was das je aktuelle Wissen und die hinreichenden Informationen über die Herkunftsfamilie und sonstigen Beziehungen anbelangt, angewiesen sind, um ihr Pflegekind auch selbst informieren zu können. Während des Pflegeverhältnisses bis zur Volljährigkeit oder der formellen Beendigung des Pflegeverhältnisses sind die Rahmenbedingungen für die Unterstützung durch den Pflegekinderdienst in der Regel gegeben. Später, im jungen Erwachsenenalter der Pflegekinder, wenn die benannten Themen besonders brisant werden, sind Pflegekinder und Pflegefamilie in der Regel sich selbst überlassen. Das derzeitige Jugendhilfesystem sieht keine Unterstützungen mehr vor. Umso wichtiger erscheint es, dass in dieser Zeit in der Beratung von Pflegeeltern ein Fokus auf die sich (wandelnden) Bedürfnisse der Pflegekinder nach Auseinandersetzung mit der Herkunft gerichtet wird, um sie so zu unterstützen, dass die Pflegekinder Strategien entwickeln können, die für sie auch langfristig hilfreich sind.

Um den Pflegekindern die Auseinandersetzung mit ihrer Herkunftsgeschichte und -familie zu erleichtern, sollten Pflegefamilien folgende Aspekte beachten:

Akzeptierende Haltung der Pflegeeltern gegenüber der Herkunftsfamilie

Ein wesentliches Element für die Entwicklung eines positiven Selbstwertgefühls ist die konstruktive Auseinandersetzung mit der Herkunftsgeschichte. Diese wiederum ist geprägt davon, wie Pflegeeltern (und Fachkräfte) über die Herkunftsfamilie denken und fühlen. Der Gedanke daran, dass ihrem Pflegekind durch die Eltern Leid angetan wurde und Lebensweisen, die zutiefst befremdlich und gesellschaftlich inakzeptabel erscheinen, können bei Pflegeeltern gegenüber den leiblichen Eltern zu Abneigung und Verurteilung führen. Wird dieses Bild und die eigenen Resonanzen nicht hinreichend reflektiert und gegenüber dem Pflegekind ungefiltert zum Ausdruck gebracht, wird es ihm unmöglich gemacht, sich selbstwertschonend mit der Herkunftsfamilie auseinander zu setzen. Eine akzeptierende Haltung, mit der es den Pflegeeltern möglich wird, dem Pflegekind auch positive Eigenschaften der Mitglieder der Herkunftsfamilie aufzuzeigen, unterstützt hingegen den Prozess der Auseinandersetzung und schließlich den der Identitätsentwicklung. Akzeptanz meint nicht, dass verletzende Situationen und Verhaltensweisen entschuldigt oder verharmlost werden, sondern dass trotz der Kränkungen und Erschütterungen, die das Pflegekind erlebt hat, auch dessen Sehnsucht nach Verbundenheit gesehen und verstanden wird.

Ressourcen für die (biografische) Selbstreflexion der Pflegekinder eröffnen

Die biografische Selbstreflexion, die als entscheidende persönliche Ressource für die Auseinandersetzung mit der Herkunftsgeschichte und –familie auszumachen ist, setzt gewisse kognitive und /oder künstlerische Fähigkeiten voraus. Pflegefamilien können ihren Pflegekindern wertvolle Ressourcen zu Verfügung stellen, damit sie diese ausbauen können. In der Analyse der Lebensgeschichten wird beispielsweise deutlich, wie wichtig erwachsene Pflegekinder rückblickend ihre Bildungschancen in der Pflegefamilie erachten, etwa die Möglichkeit ein Instrument zu lernen und überhaupt mit musischer, philosophischer, künstlerischer Kultur in Berührung zu kommen.

Einzelkontakt des Pflegekindes mit der Fachkraft des Pflegekinderdienstes

Pflegeeltern können, auch wenn sie es gerne würden, nicht alle (Herkunfts-)Themen selbst mit ihrem Pflegekind ausmachen. Pflegekinder können sich im Spannungsfeld zwischen den zwei Familien im Loyalitätskonflikt befinden, was bedeutet, dass bestimmte Themen zumindest zeitweise nicht mit den Pflegeeltern kommunizierbar sind. Aber auch von Seiten der Pflegeeltern treten mitunter Spannungen oder negative Gefühle gegenüber der Herkunftsfamilie auf, die eine Bewältigung der Themen über die Pflegeeltern nicht möglich macht. Gerade an dieser Stelle kommt der fachlichen Beratung durch (in der Regel) den Pflegekinderdienst eine besondere Bedeutung zu. Als Voraussetzung dafür, dass die Fachkraft des Pflegekinderdienstes eine Ressource für die Pflegekinder bei der Auseinandersetzung mit der eigenen Herkunft werden kann, ist ein Vertrauensverhältnis notwendig. Damit sich ein solches entwickeln kann, müssen Pflegeeltern akzeptieren, dass ihr Pflegekind Einzelkontakte zu der Fachkraft hat und diese nach Bedarf in Anspruch nimmt.

Botschaften der (jungen) erwachsenen Pflegekinder an Pflegeeltern und Fachkräfte

Wenn man die Aussagen der heute erwachsenen, ehemaligen Pflegekinder, die aus dem Interviewmaterial hervorgehen, kurz und bündig in Botschaften an die Pflegeeltern bringen möchte, dann könnten diese folgendermaßen lauten:

- Lasst Pflegekinder selbst entscheiden, zu wem sie gehören möchten und wer zu ihnen gehören soll.
- Setzt Pflegekinder nicht unter Druck, sich mit ihrer Herkunft auseinander zu setzen. Akzeptiert, dass dies manchmal erst im Erwachsenenalter erfolgt.
- Sagt die Wahrheit, aber verzichtet darauf, die genetische Abstammung schlecht zu machen. Steht stattdessen mit Rat und Tat zur Verfügung, wenn (erwachsene) Pflegekinder Fragen haben und Hilfe brauchen.

- Wenn ihr Informationen über wichtige Veränderungen in der Herkunftsfamilie erhaltet, zum Beispiel dass noch ein Geschwisterkind geboren wurde, dann gebt sie an die Pflegekinder weiter, es ist wichtig für sie, davon zu wissen.

3. Entwicklung der Beziehung zur Pflegefamilie

Die Pflegefamilie ist für die von uns interviewten erwachsenen Pflegekinder die Familie, mit und bei der sie in ihrer Kindheit oder Jugend gelebt haben – in den meisten Fällen für viele oder gar sehr viele Jahre.

An dem Ort, an dem das gemeinsame Leben stattfand und gemeinsam mit den Mitgliedern der Pflegefamilie haben die Interviewpartner und -partnerinnen wichtige und oft prägende Kindheits- und Jugenderfahrungen gemacht. In der Pflegefamilie wurden (hoch-)relevante Beziehungen gelebt und wichtige Beziehungserfahrungen gemacht. Allein das zeigt die Bedeutung der Pflegefamilie auf, die sich auch langfristig biografisch auf verschiedene Arten widerspiegelt.

Viele der Pflegekinder fühlten sich sehr stark zur Pflegefamilie zugehörig, ein Gefühl, welches bei den meisten jungen Erwachsenen – in unterschiedlichen Ausprägungen – bis heute noch besteht. Marcel beschreibt diese Zugehörigkeit folgendermaßen:

„Also ich sehe sie komplett als meine Eltern, auch bis heut noch und werd die auch immer als meine Eltern ansehen, weil wenn ich was hab, dann kann ich dahin gehen, auch wenn ich nix hab kann ich dahin gehen, die sind einfach genau wie meine Eltern so wie Eltern halt sein sollen, treten mich auch in Arsch wenns sein muss oder loben auch wenns sein muss. Also es ist nicht so, dass sie sich dafür distanzieren. Sie suchen wenn denen irgendwas nicht passt, sagen die mir das auch direkt so wie's sein soll. Die denken sich nicht: ‚Ja komm, wenn da mal was passiert, lassen wir ihn fallen‘ sondern sind nette Eltern. [...] Ja gut, ich mein die Pflege endet ja meiner Meinung nicht damit, nur weil ich achtzehn bin.“

Gleichwohl kann Zugehörigkeit aufgrund der Tatsache, dass es sich bei einer Pflegefamilie um eine Jugendhilfemaßnahme handelt, im Laufe des Pflegeverhältnisses und darüber hinaus immer wieder in Frage gestellt werden. Dauerhafte Zugehörigkeit ist nicht selbstverständlich, sondern

bedarf stets eines Prozesses und einer Aushandlung, was sich ebenfalls in der vorliegenden Studie zeigt.

Im Folgenden wird untersucht, was für die interviewten Pflegekinder rückblickend eine gute Pflegefamilie ausmacht. Dabei wird deutlich, dass sich die Bewertungen im Laufe des jungen Erwachsenenalters teilweise verändern oder zumindest verschieben. Verhaltensweisen und von den Pflegeeltern gestellte Anforderungen, die die Interviewpartner und -partnerinnen als Jugendliche und junge Erwachsene noch als „nervig“, „belastend“ und als unpassende Forderungen empfanden, werden zumindest teilweise zum späteren Befragungszeitpunkt als wichtige Zumutungen beschrieben, die für eine gute Bewältigung des Übergangs ins junge Erwachsenenleben unabdingbar waren.

Weiter wird dargestellt, was aus der Sicht der erwachsenen Pflegekinder zu Schwierigkeiten oder gar Verwerfungen mit der Pflegefamilie führt. Hier wird deutlich, dass eine gelingende Beziehung zwischen Pflegekind und Pflegefamilie im Erwachsenenalter immer eine Weiterentwicklung beider Seiten voraussetzt.

Und schließlich wird diskutiert, was eine langfristige Orientierung an den Werten und Normen der Pflegeeltern begünstigt. Hier wird noch einmal deutlich, wie positive Erfahrungen in der Pflegefamilie für die Pflegekinder dauerhaft einen Schatz darstellen können, der sich als wichtige Ressource im Erwachsenenalter erweist.

Abschließend erfolgt ein Plädoyer dafür, auch und vielleicht gerade holprige und mit Auseinandersetzungen einhergehende Beziehungen zur Pflegefamilie im Jugend- und jungen Erwachsenenalter unter bestimmten Voraussetzungen als eine besonders wichtige Voraussetzung für eine gelingende und hilfreiche Beziehung im Erwachsenenalter zu verstehen.

Darüber hinaus werden Botschaften der erwachsenen Pflegekinder an Pflegefamilien, Dienste und die Jugendhilfepolitik formuliert.

Was macht im Rückblick eine gute Pflegefamilie aus?

... sie hat Chancen eröffnet

Im jungen Erwachsenenalter spielt die Frage, wie der Übergang ins Erwachsenenleben gelungen ist, eine zentrale Rolle. Zum gelungenen

Übergang gehört sowohl ein zufriedenstellendes Berufsleben, damit zusammenhängend eine befriedigende ökonomische Basis für das eigene Leben sowie das Entwickeln eines positiven privaten Umfelds mit einem Freizeitleben.

Entsprechend wird im Rückblick die Pflegefamilie auch danach bewertet, ob und wie sie Chancen in diesen Bereichen eröffnet hat. Das Eröffnen von Chancen wird von den jungen Erwachsenen auch daran gemessen, ob eine Abkopplung von den oft marginalisierten und gesellschaftlich abgehängten Lebenssituationen der Herkunftseltern stattgefunden hat – sprich, ob sie eine formal höhere Bildung aufweisen als ihre leiblichen Eltern, besser in Arbeit integriert sind und ihr Lebensstil – inklusive Hobbies und Freizeitgestaltung – sich auffällig von dem der leiblichen Eltern unterscheidet.

Pia beispielsweise ist heute davon überzeugt, dass die Erziehung ihrer Pflegeeltern ihr dazu verholfen hat, sowohl eine gute Ausbildung zu machen, als auch in diversen Lebensbereichen – Führerschein, Umgang mit Geld, moralische Vorstellungen – für ein verantwortungsvolles Erwachsenenleben vorbereitet zu sein:

„Also ich würd sagen, viel haben meine Pflegeeltern damit zu tun halt dass ich den Drang hatte ne Ausbildung zu machen, dass ich den Drang hatte den Führerschein zu machen, ich wollte mir immer viel selber beweisen, dass ich das alleine schaffe, ohne Hilfe. Weil viele meiner Freundinnen haben dann Führerschein bezahlt gekriegt oder was weiß ich nicht, was alles gemacht. Und ich wollt das immer alles irgendwie alleine schaffen und ich wollte immer irgendwas dafür tun. Zum Beispiel mit dem Rasenmähen als Kind, wollt ich immer was dafür tun, dass ich auch was bekomme, im Prinzip. Da hab ich dann zwei Mark damals fürs Rasenmähen bekommen, war ich überglücklich, hab ich jede Woche Rasen gemäht. Joa und so hab mir dann auch was zu meinem Taschengeld dazu verdient und konnte mir dann Sachen leisten, die meine Freundinnen sich nicht leisten konnten. So konnte ich zum Beispiel mal öfters schwimmen gehen oder mal mir mehr Bonbons kaufen. Und was die nicht konnten, weil die ständig ihre Eltern fragen mussten. Joa und so war das dann auch mit meiner Ausbildung. Ich wollte beweisen, dass ich ne Ausbildung zur Frisörin machen kann, obwohl meine Eltern das nicht wollten. Und ich wollte mir beweisen dass ich da dann auch ne Stelle krieg. Joa und das

hab ich auch geschafft. Joa und ich würd sagen meine [Pflege-]Eltern sind daran Schuld, dass ich so geworden bin wie ich bin. Ja weil die haben mir schon früh gezeigt, was richtig und was falsch ist. Klar macht man auch Dummheiten, aber ich bin nie in die Versuchung gekommen, irgendwie obwohl manche Freunde von mir mal hier Gras ausprobiert haben, zu rauchen oder so bin ich nie drauf gekommen das zu probieren. Weil meine Eltern immer gesacht haben: „Dein Vater is an Drogen gestorben“. Joa und ich hatte auch nie das Verlangen danach mal zu probieren. War mir egal, sollten die doch machen. Ich wusste, dass das nicht richtig ist und ich wollt das auch nicht. Und die haben mir auch beigebracht mit Geld umzugehen. Also weil ich ja immer, ich hab zwar mein Taschengeld auch bekommen aber ich musste auch schon Zeitung austragen oder zu Hausen nen bisschen was machen, so dass ich mir was dazu verdiene. Ich hab nicht alles zugeschoben gekriegt.“

Auch Eric ist davon überzeugt, dass er seine Bildungskarriere maßgeblich der Pflegefamilie und ihrer Förderung verdankt:

„Also man merkte schon, dass ich dann auch von den Eltern her in der Sache von Bildung und Schulwesen und allem ziemlich gefördert wurde. [...] Dann hat ich die Lehre angefangen als Elektriker bei Müller & Schmitz, durch meinen [Pflege-]Vater, weil der kennt da noch einen, der hat da auch noch gearbeitet, der hat dann ein gutes Wort für mich eingelegt. Und dann bin ich dann dahin gekommen und wie sich dann herausstellte ist das anscheinend die meist geforderte Elektrofirma was die Lehrlinge angeht. Also man hatte da gemerkt, nachdem ich dann da die Lehre zu Ende gemacht hatte, sehr gut abgeschlossen hab, hatte ich dann gemerkt, dass die Betriebe, keine Ahnung, die die haben da direkt nen Vorurteil von Müller & Schmitz über was die alles können, anscheinend, also muss ich da wirklich nen guten Betrieb erwischt haben.“

Ähnlich wie Pia betont er, dass er froh ist die Pflegefamilie zu haben, da sonst ein Risiko bestünde, dass sein „Suchtverhalten“ – ähnlich wie bei Mitgliedern der leiblichen Familie – überhand gewinnen könnte:

„Sonst im Großen und Ganzen ist das auf jeden Fall sehr sehr hilfreich, also wenn ich die alle nicht hätte, dann würd's mir jetzt anders gehen,

ja dann würd ich glaub ich auf der gleichen Schiene wie meine normale Mutter. Also auf jeden Fall tendier ich leicht in die Richtung, sag ich jetzt mal. Also ich hab schon ein hohes Suchtverhalten, das merk ich zu Beispiel wenn ich die XBOX anmache, dann komm ich nicht mehr davon los. Wenn ich irgendeine Sache mache, die mir Spaß macht, dann will ich damit einfach nicht mehr aufhören und dann muss das jeden Tag passieren so und dann ist das halt die Gefahr, dass mir halt der Alkohol irgendwann mal Spaß machen könnte.“

... sie sieht das Kind realistisch

Wichtig ist es allen Pflegekindern, dass die Pflegefamilie sie realistisch gesehen und auch im Bereich Schule, Bildung und Beruf weder über- noch unterfordert hat. Dafür braucht es seitens der Pflegefamilie die Bereitschaft, sich ganz auf das individuelle Kind mit seinen Fähigkeiten einzulassen und weder eigene Bildungsambitionen und -vorstellungen überzustülpen und damit Druck auszuüben, noch das Kind durch eine überbeschützende Haltung von allen schulischen Anforderungen abzusichern und es damit zu unterfordern.

Jenny betont neben der formalen Bildungsförderung besonders die Bedeutung der Chancen, die ihr von der Pflegefamilie im Freizeitbereich eröffnet wurden. Durch die Unterstützung der Pflegeeltern konnte sie Hobbies entwickeln, die auch heute noch eine wichtige Rolle in ihrem Leben spielen. Besonders beeindruckend ist es für sie, dass sich die Pflegefamilie dies leisten konnte, obwohl dort sehr viele Pflegekinder lebten:

„Die haben uns so viel ermöglicht, natürlich war's nicht immer einfach mit vier oder sechs Kindern, nä und dann noch Austauschschülern und jeder musste Rücksicht nehmen. Klar, war auch immer bei dem einem waren halt dann die Schuhe nötiger als bei dem anderen, aber wir sahen, wir waren immer ordentlich gekleidet, wir hatten immer was zu essen, wir sind mehrmals im Jahr in den Urlaub gefahren. Also entweder zu Ostern und im Sommer oder im Sommer auf jeden Fall meistens drei Wochen wir Kinder. Wo ich immer dachte: ‚Mama, Mama, Papa sitzen zu Hause und haben jetzt ein schönes Leben, nä ohne alle Blagen‘, sag ich mal. Bis meine Mama neulich ja sagte: „Hör mal Kind, denkst du wirklich, dass wir immer frei hatten in den Sommerferien?“. Sagte sie: „Nein wir ha-

ben euch weggeschickt, weil wir wussten ihr seid da gut versorgt, nā, wir haben doch gar nicht frei gekriegt und wir wollten auch nicht, dass ihr vier zu Hause alleine rumhängt und nichts tut, da haben wir euch lieber weggeschickt". Und dann waren sie, waren wir mit dem Landessportbund, hatten dann einen Katalog wo wir uns noch aussuchen konnten wo wir hinfahren wollen, nā. Die einen haben Handball gespielt, die anderen waren beim Ballett, wir drei hinterher beim bei der Leichtathletik. Papa hat uns überall hingefahren, fast jedes Wochenende Wettkämpfe und dann war der noch mit meinen Brüdern Fußballspielen."

Zusammenfassend skizziert Jenny deshalb ihre Sicht auf die Pflegefamilie als heute Dreißigjährige:

„Meine Eltern ham sich ihr Leben lang für uns den Arsch aufgerissen so und jetzt bin ich in nem Alter wo ich auch mal ein bisschen was zurückgeben kann und möchte. Warum? Weil's mir super gut geht und weil ich weiß wem ich das zu verdanken hab. Auch wenn meine Eltern immer, ich hab den irgendwann mal gesagt: „Ich bin euch dankbar für das was ihr für mich gemacht habt“."

... sie hat die Herkunft und Herkunftsfamilie akzeptiert und realistisch gesehen – weder idealisiert noch schlecht geredet

Damit Pflegekinder einen guten und jeweils individuell angemessenen Umgang mit ihrer Herkunft und den Mitgliedern der Herkunftsfamilie entwickeln können, ist es fundamental wichtig, dass sie spüren, dass die Pflegefamilie die Herkunft akzeptiert. Besonders wichtig ist dabei, dass die Pflegefamilie ein realistisches Bild von der Herkunft entwirft, das sich weder durch eine Idealisierung auszeichnet, noch durch Abwertung. Gelingt dies, stellt es eine besonders gute Voraussetzung dafür dar, dass auch die Pflegekinder im jungen Erwachsenenalter ein angemessenes Verhältnis von Annäherung und Abgrenzung zur Herkunftsfamilie entwickeln können.

Besonders gut gelungen ist das den Pflegeeltern von Kusuma. Sie haben über die gesamte Kindheit ihr Bedürfnis nach ihrer Herkunft wahrgenommen und akzeptiert, indem sie beispielsweise begleitete Besuchskontakte unterstützt, Kusuma in Phasen ohne Umgang bestärkt und die

Herkunftsfamilie nicht tabuisiert haben, aber auch, indem sie den intensiven Kontakt zur Schwester durch Briefkontakte und Besuche ermöglichten, wie Kusuma hier beschreibt:

„Wo ich halt, ja wie soll ich das beschreiben, wo's mir schlecht ging oder auch wenn's mir gut ging, wir haben uns geschrieben, manchmal zwei-drei Briefe in der Woche, so oft haben wir uns geschrieben und sie war ja damals auch schon, wie alt war die denn, auch Jugendliche, 16, 17 so. Ich war noch ein Kind. Ja und wenn wir die Möglichkeit halt hatten, haben wir uns dann auch besucht, entweder bin ich ihr zu ihr gekommen oder sie zu mir.“

Und indem sie Kusuma im Jugendalter in einem intensiven Prozess begleiteteten, in dem sie lernen konnte, sich der Herkunftsfamilie zu nähern und gleichzeitig sich angemessen abzugrenzen, insbesondere von der leiblichen Mutter, mit der Kusuma trotz vieler Jahre ohne Kontakt eine sehr verstrickte Beziehung hatte:

„Ich hab mich nach vielen Jahren entschlossen, den Kontakt aufzubauen. Ich hab mich sehr reingekniet, ich hab meiner leiblichen Mutter wunderschöne Briefe geschrieben, sehr oft, ich hab sie aufgebaut. Ständig hat sie angerufen, betrunken, hat irgendwas gelallt, ich hab ihr sogar gesagt, sie kann anrufen, wenn ich in der Ausbildung, also da war ich schon in der Ausbildung, wenn ich Frühschicht habe oder sonst irgendwas. Sie hat dann auch tatsächlich um zwei Uhr nachts angerufen und ich musste vier Uhr wieder aufstehen, es war einfach nur unmöglich. Und wenn ich ihr zum Muttertag nicht gratuliert habe, dann hat die einen Aufstand gemacht wie ich ihre Mutter vergessen könnte. Sie hat mir Bilder von sich geschickt, wo die unmöglich aussah, also in besoffenem Zustand. Ich weiß gar nicht mehr wie das kam, irgendwas am Telefon, da haben wir uns gestritten, es war das erste Mal, dass ich sie angeschrien habe, ständig hat sie dann irgendwie versucht, mich zu bevormunden oder so und da hab ich auch direkt einen Riegel vorgeschoben, weil ich einfach nicht fand, dass sie das Recht hatte. Wir hatten uns gestritten, dann haben wir wieder normal miteinander gesprochen, ja und dann ging's los, das war 2005 im Januar, da hat sie mich hängen lassen und ich hatte mir Sorgen um sie gemacht. Vier Monate hab ich nichts von ihr gehört, hab ich mir schon gedacht: ‚Oh Gott is der guten Frau irgendwas passiert?‘. Und ich hatte

sie dann nochmal angerufen, hab sie endlich ans Telefon bekommen und da war sie richtig pampig. [...] Ja, dann sin wir im Streit auseinander, im richtig lauten Streit und einige Tage später hatte ich Geburtstag und genau an meinem Geburtstag hab ich dann erfahren, die gute Frau ist von der Autobahnbrücke gesprungen. [...] Nach eineinhalb Jahren kam dann die Nachricht von meiner Mutter und sie hat es überlebt, die kam dann in eine spezielle Klinik und die lag über ein Jahr im Koma, im künstlichen, hatte alles gebrochen und ja es war sehr, sehr kritisch und ich wollte sie eigentlich direkt besuchen, ich hab das nämlich erfahren, und dann bin ich so n bisschen so kollaptisch geworden. [...] Da war ich ziemlich labil, ich hab zwar mit keinem da drüber gesprochen, aber meine Pflegemama hat das gemerkt. [...] Aber ich hab mit keinem darüber gesprochen und meine Mutter hat sich dann verschärft um mich gekümmert"

Auch durch diese sehr lange und anstrengende Phase der Auseinandersetzung mit der leiblichen Mutter, ihrem Lebensstil und auch ihrer psychischen Labilität und der engen Begleitung durch die Pflegemutter, ist es Kusuma gelungen eine reflektierte Distanz zur Herkunftsfamilie und eine klare Verortung in der Pflegefamilie und in deren Werten zu entwickeln.

„Aber für mich war's halt auch, für mich war irgendwann klar, meine Mutter ist jetzt die Pflegemutter, das war für mich klar, weil sie war für mich da.“

Durch Kusumas eigene Elternschaft wird diese Verortung in der Pflegefamilie noch bestätigt und verstärkt. So berichtet sie im zweiten Interview, dass die Pflegeeltern sehr aktiv die Großelternrolle für ihr Kind einnehmen:

„Der Abstand im Jugendalter das war ja irgendwie, also wo ich ausgezogen bin, denk ich mal den Abstand den brauchten wir auch so nen bisschen. [...] Und als meine Tochter gekommen ist, da fing das dann halt so an, dass die Bindung immer fester wurde. Also ich brauch auch die Gespräche mit meinen [Pflege-] Eltern, irgendwas zu besprechen oder überhaupt allgemein.“

... sie bietet ein ausgeglichenes und angemessenes Verhältnis zwischen Schutz, Sorge und Freiheit – besonders im Jugendalter

Wenn Pflegekinder in eine Pflegefamilie kommen, sind sie häufig aufgrund ihrer Geschichte in besonderer Weise schutzbedürftig und benötigen die intensive Sorge der Pflegeeltern, die diese in der Regel gerne erbringen.

Für die Kinder ist dieser Schutzraum wichtig, da er ihnen besondere Ressourcen und damit einhergehend Entwicklungschancen bietet. Kuma beschreibt die Erziehung ihrer Pflegeeltern beispielsweise als sehr streng, jedoch kommentiert sie dies gleichzeitig positiv:

„Die warn wirklich sehr, sehr streng, dass ich die manchmal verflucht habe dafür, manchmal hab ich gedacht, die sin christlich oder sonst irgendwas, ich sollte meine Haare nicht offen machen oder keine bunte Unterwäsche tragen, Freunde sind fast ausgesucht worden und richtig streng an der kurzen Leine.“

„Die strenge Hand hat mir sehr sehr gut getan.“

Im Laufe der Kindheit und Jugend ist es dann aber für die Entwicklung des Kindes wichtig, dass es zunehmende Freiheiten bekommt und sich die Autonomiespielräume vergrößern.

Die Entwicklung von einem sehr strukturgebenden – und damit auch sicherheitsspendenden – Erziehungsmilieu in der Pflegefamilie hin zu einem auf Selbständigkeit und Autonomie ausgerichteten Klima stellt in vielen Familien eine große Herausforderung dar.

Besonders gelungen ist dies bei der Interviewpartnerin Martina. Sie kam – nach diversen Wechseln zwischen Herkunftsfamilie, Heimeinrichtungen und Pflegefamilien – mit sechs Jahren als Pflegekind zu einem älteren Lehrerehepaar. Dort war sie das einzige Kind, bekam viel Aufmerksamkeit und erlebte einen strukturierten Alltag. Im Jugendalter empfand sie das Erziehungsklima als massiv einengend, stritt sich viel und heftig mit den Pflegeeltern, verbrachte die meiste Zeit, oft auch nachts, bei Freundinnen und brach zwischenzeitlich die Schule ab. Den Pflegeeltern lag viel daran, die Beziehung zu erhalten, aber es war offensichtlich, dass dies aufgrund der stetig eskalierenden Konflikte nicht gelingen konnte.

So entschieden sich die Pflegeeltern, als Martina als junge Volljährige gerade mitten im Fachabitur war, für einen wichtigen Schritt:

„Und dann haben wir uns unterhalten, mein [Pflege-]Vater und ich, ich hatte mir überlegt, dass es halt so nicht weiter geht und hab mir überlegt, du bittest jetzt deine Eltern, also ich hatte keinen Job, und ich hätte das mit Arbeiten nicht geschafft, das war mir einfach irgendwie alles irgendwie zu viel, zu der Zeit und war ja auch dann im Abistress und so und dann hab ich mir so ein Ultimatum gesetzt, übermorgen spätestens haste mit deinem Vater geredet, mit meiner Mutter hab ich ja nicht gesprochen und hast ihn gefragt, wie es denn aussähe, ob es nicht besser wäre, wenn ich ausziehen würde. Ja, zum Ausziehen brauch man Geld, ja nä. Also hab ich mich überlegt ich frage meinen Vater, ob er mir Geld gibt, dass ich ausziehen kann, monatlich natürlich, und ich hätte mir halt schon nen Job gesucht, mir war wichtig, weg, einfach nur raus. Ich kann auch gar nicht beschreiben warum das alles so war, warum wir uns immer gestritten haben, meine Mutter und ich wir haben uns grundsätzlich immer falsch verstanden und mein Vater der ist dann immer aufgestanden und ist dann rausgegangen und hat dann gedacht, wenn die sich streiten, ich hab da keinen Bock drauf. Lustig war, dass dann am nächsten Tag mein Vater auf mich zugekommen ist und hat gesagt: „Wollen wir uns nicht mal unterhalten?“. Und dann haben wir ausgemacht, dass wir uns dann am nächsten Tag in der Stadt in nem Café treffen, eben schon gar nicht zuhause, wo man laut werden kann und sich anbrüllt, haben wir auch gemacht. Der hat mir genau das vorgeschlagen, was ich wollte, nämlich dass ich ausziehen kann. Das hätten sie sich überlegt und dann bin ich ausgezogen und schwupps war das Verhältnis total toll. Also ich rate immer allen, die Stress mit ihren Eltern haben, zieht aus. Und da ging es halt wirklich bergauf, würde ich sagen.“

... sie vermittelt dem Pflegekind, dass es altruistische Motive für die Aufnahme gab

Für Pflegekinder ist es wichtig zu wissen, dass sie für die Pflegefamilie wichtige Personen sind und dass es sich bei der Aufnahme des Pflegekindes um einen Akt handelt, bei dem es „um seiner selbst willen“ angenommen und geliebt wird – und nicht von den Pflegeeltern für einen

materiellen Vorteil oder um eigene Bedürfnisse zu befriedigen aufgenommen wurde.

Gerade im Jugendalter wird von Pflegekindern immer wieder die Motivation der Pflegeeltern hinterfragt.

Marcel beispielsweise war zum ersten Interviewzeitpunkt völlig davon überzeugt, dass er von der Pflegefamilie, die er als wohlhabend beschreibt, aus ökonomischen Gründen aufgenommen wurde:

„Und als ich ihnen dann irgendwann gesagt hab, ihr habt das eh nur wegen Geld gemacht, das fanden sie auch nicht so gut, aber sie haben's auch nie abgestritten, sie haben zwar drum rum geredet und haben mich angemault, wie ich auf so eine Idee käme, aber richtig abgestritten haben sie's nie. Und das ist für mich auch so ein Punkt, Geld regiert die Welt und das sind halt alles Dinge warum ich die nie als meine Eltern akzeptieren kann. Weil ich weiß, dass das Finanzielle was damit zu tun hatte, mittlerweile, gut früher waren es halt meine Eltern, da war ich bisschen naiv noch und heute, wenn ich das alles hinterfragt hab, da war es viel Geldsache.“

Im zweiten Interview – das acht Jahre später stattfand – korrigiert Marcel jedoch diese Auffassung. Das Erleben, dass seine Pflegeeltern – trotz aller Konflikte und unentgeltlich – intensiv die Großelternfunktion für seinen Sohn einnehmen und ihn wie ihren leiblichen Enkel behandeln, verändert sein Bild von der Pflegefamilie vollständig. Marceles Umdeutung, dass es den Pflegeeltern nicht um Geld, sondern wirklich um ihn ging, führt auch dazu, dass er die Pflegefamilie als seine Familie ansieht.

Was kann – aus der Sicht der Kinder – zu Schwierigkeiten oder Verwerfungen führen?

Wie bereits mehrfach angedeutet, lassen sich in der Beziehung zwischen Pflegeeltern und Pflegekind auch Dynamiken mit Konfliktpotential identifizieren. Es ist gelungen, einige spezifische Punkte, die besonderes Konfliktpotential bergen, herauszuarbeiten.

Aus den Interviews wird deutlich, dass aus der Motivation und den individuellen Sinnkonstruktionen der Pflegeeltern, die der Aufrechterhaltung des Pflegeverhältnisses – oft über Jahrzehnte – dienen, bestimmte Rollenerwartungen an das Pflegekind hervorgehen. Aus dem Datenma-

terial kann selbstredend nur die Perspektive des Pflegekindes und dessen jeweilige Wahrnehmung der Motivationen und Rollenerwartungen der Pflegeeltern rekonstruiert werden. Es zeigt sich aber darin sehr deutlich, dass ausgeprägte Veränderungen beim Pflegekind, die von der Rollenerwartung abweichen, ein großes Potential haben, zu Veränderungen, Turbulenzen und auch Brüchen zu führen.

Pflegeeltern, die in erster Linie den Wunsch haben, einem Kind zu helfen und es in seiner Entwicklung zu unterstützen, erwarten, dass das Pflegekind sich als hilfebedürftig zeigt und ihre Hilfe – idealerweise dankbar – annimmt. Und Pflegeeltern, die mit dem Pflegekind eine Familie gründen wollen, erwarten, dass das Pflegekind den Platz eines leiblichen Kindes einnimmt und den Wunsch nach wechselseitiger, dauerhafter Solidarität des gemeinsamen Lebensweges zeigt und ihm entspricht.

Wenn sich das Pflegekind nun anders entwickelt, also wenn beispielsweise ein in der Kindheit als hilfebedürftig wahrgenommenes Pflegekind eine erfolgreiche Berufsausbildung absolviert und der Einstieg in den Beruf gelingt, das Pflegekind dadurch selbstbewusster wird und sich gegen die Zuschreibung als hilfe- und schutzbedürftig wehrt, kann dies zum Bruch oder zumindest zu Konflikten in der Beziehung führen.

Pflegekinder haben dann manchmal das Gefühl, sich regelrecht von den Pflegeeltern freischwimmen zu müssen, was immer wieder dazu führt, dass dramatische Konflikte oder Kontaktabbrüche inszeniert werden, wie beispielsweise bei Matteo:

„Dann hab ich mir ne Wohnung geholt, das wollten die halt auch nicht, also die wollten eigentlich immer, dass ich so unter deren Kontrolle so stehe, also dass ich halt quasi dann nicht irgendwie mich abnabele oder selbstständig werde. Und meine Pflegemutter, für die war's denk ich recht schwer, so auf einmal weil's ihr zu schnell ging. Ich bin ja recht spät dahin gekommen, mit dreizehn. Also ich will's noch nicht mal irgendwie als böse irgendwie ansehen, aber das war für sie halt irgendwie, die konnte einfach nicht loslassen. Vor allen Dingen dann wo sie dann gemerkt hatten, meine Pflegeeltern, dass ich dann so ne ganz andere Richtung einschlage. Also nicht quasi diese Bahn gehe wie die sie halt für mich vorgesehen haben, nä ich hab dann quasi äh bin ja quasi der Querschläger dann.“

Pflegeeltern sind dann herausgefordert, ihre Sinnkonstruktion und ihre Motivation für die Beziehung mit dem – nun erwachsenen – Pflegekind zu reflektieren und möglichst auch in eine Erwachsenenbeziehung zu transformieren, bei der es stärker um Wechselseitigkeit geht und nicht mehr um einseitige Hilfe, die von den Pflegekindern oft als Bevormundung verstanden wird. Gelingt dies – und auch dafür haben wir wie bereits vorgestellt (vgl. Kap. 1) viele eindrückliche Beispiele – dann kann eine Wiederannäherung stattfinden. In vielen Fällen geht diese Wiederannäherung auch mit der Intensivierung und Stabilisierung der Beziehung einher, wie bei Kathrin.

Zentral ist deshalb, wie es Pflegeeltern gelingen kann, ihre Motivation und ihre Sinnkonstruktionen mit der Entwicklung des Pflegekindes angemessen weiterzuentwickeln. Dies kann als generelle Frage in der Eltern-Kind-Beziehung verstanden werden, die sich aber bei Pflegekindern und ihren Pflegeeltern aufgrund der oft ausgeprägten Schutzbedürftigkeit des Kindes in den ersten Jahren, der nicht per se vorhandenen Solidarität des gemeinsamen Lebensweges und des notwendigen Aushandlungsbedarfs der Beziehung im jungen Erwachsenenalter, erheblich zugespitzt darstellt.

Verschärft kann dies auftreten, wenn es generell in der Beziehung wenig Selbstverständlichkeiten und viel Bedarf gibt, die Beziehung immer wieder neu zu ordnen, und wenn zwischen Herkunftsfamilie und Pflegefamilie große soziale, kulturelle, ökonomische und bildungsbezogene Unterschiede vorliegen. Dann kann der Autonomieprozess im Jugend- und jungen Erwachsenenalter zu einem Knackpunkt sowohl in der Beziehung zwischen Pflegekind und Pflegeeltern werden, als auch in der weiteren Entwicklung des Pflegekindes. Gibt es eine große Kluft zwischen Pflege- und Herkunftsfamilie, wird vom Pflegekind in der Regel eine relativ eindeutige Positionierung abverlangt, an welchem Lebensstil es sich in der Zukunft orientieren möchte und wie es in der Auseinandersetzung mit beiden Lebensstilen einen eigenen entwickeln kann. In diesem Zusammenhang ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass für das Pflegekind ein Gefühl von Fremdheit gegenüber einem bestimmten Lebensstil auftritt – entweder dem der Pflegeeltern oder dem der Herkunftseltern oder gegenüber beiden.

Letzteres erlebt beispielsweise die Interviewpartnerin Chris. Sie beschreibt ihre Herkunftseltern abwertend als „Dummbbeutel“, benennt lediglich zwei leibliche Geschwister als ihr nahe stehend, über alle anderen sagt sie, „der Rest kann mir auch gerne gestohlen bleiben“. Gleichzeitig beschreibt sie, dass sie aufgrund ihres im Vergleich mit allen Mitgliedern der Pflegefamilie deutlich niedrigeren Bildungsstatus, dort teilweise ausgeschlossen ist. Deren Lebensstil fasziniert sie zwar, was besonders deutlich wird, denn sie beschreibt ihn als „ganz feudal und alles edel und also nich Schicki-Micki Proll, sondern so fürstlich edel ja so feudal halt ja“. Sie versucht auch, dem Lebensstil der Pflegefamilie durch eigene Bildungsambitionen nachzueifern, bleibt letztendlich aber immer außen vor, was ihr von den Mitgliedern der Pflegefamilie überdeutlich signalisiert wird:

„Ja die Chris die kleine bunte dumme Chris, joa so ist sie halt“. Es ist so, ich hab's auch schon mal im Treppenhaus mitgehört, so: „Ja die Chris, die ist wirklich ne Liebe, aber ihrem Alter nicht entsprechend“.“

Chris versucht der Abwertung durch Mitglieder der Pflegefamilie ihren eigenen Lebensstil entgegenzusetzen, indem sie sich – trotz ihres Berufs als Zahnarzhelferin – als Künstlerin begreift:

„Was heißt ihrem Alter nicht entsprechend, nur weil ich jetzt noch keine Kinder hab. Ich hab einen anderen Lebensstil, verdammt, da gibt es kein altersentsprechend. Das ist ein Exzentro, wir sind außerhalb des Zentrums, da im Zentrum befinden sich die Leute die das normale Leben führen. Für mich und außen rum die Künstler und wie sie auch alle heißen. [...] Für mich, für uns also definiert sich das anders.“

Allerdings wird die Selbstdefinition als Künstlerin und ihr Lebensstil von den meisten Mitgliedern der Pflegefamilie nicht anerkannt. Sie bleibt also sowohl der Pflegefamilie als auch dem Herkunftsmilieu fremd.

Den Prozess des Findens eines Lebensstils in der Auseinandersetzung mit der Pflege- und Herkunftsfamilie durchlaufen die meisten Pflegekinder erst im jungen Erwachsenenalter, wenn sie in Fragen von Beruf und Bildung bereits eine eigene Richtung eingeschlagen haben und auch ökonomisch unabhängig(er) werden. Die Jugendhilfemaßnahme ist in aller Regel zu diesem Zeitpunkt längst beendet, das heißt, alle Betei-

lichten haben in diesem Prozess keine festen Ansprechpartner oder -partnerinnen mehr aus dem Pflegekindersystem zur Verfügung, die ihnen in dieser schwierigen Bewältigungspassage beistehen könnten. Dies macht die Bewältigung für beide Seiten kompliziert, risikoreich und anfällig für Turbulenzen, die die Beteiligten ohne weiteres kurzfristig nicht mehr gut händeln können und die auch deshalb immer wieder in mehrjährigen Brüchen enden. Allerdings gibt es in allen unseren Fällen nach einigen Jahren Prozesse der Wiederannäherungen.

Darüber hinaus können folgende Aspekte in der Pflegeeltern-Pflegekind-Beziehung zu besonderen Herausforderungen und manchmal auch zu Zerwürfnissen führen:

- Wenn das Pflegekind – aus welchen Gründen auch immer – die Pflegefamilie über viele Jahre idealisiert hat und auch im Jugendalter keine oder kaum Konflikte ausgetragen werden konnten, birgt dies das Risiko, dass das Pflegekind irgendwann im jungen Erwachsenenalter das Bedürfnis entwickelt, die Pflegeeltern oder die gesamte Pflegefamilie abwerten zu müssen oder sich auf andere Weise hart abzugrenzen, um für sich Autonomie entwickeln zu können.
- Wenn die Pflegeeltern – zum Beispiel aus religiösen oder anderen weltanschaulichen Gründen – intolerant gegenüber alternativen Lebensentwürfen des Pflegekindes (z. B. Homosexualität, Liebesbeziehungen mit großem Altersabstand, bestimmte Bildungs- und Berufswege) sind, dann bleibt dem Pflegekind im Zweifel nur die Wahl zwischen Anpassung an die Pflegefamilie und Verleugnung der eigenen Bedürfnisse einerseits oder Ausleben der eigenen Bedürfnisse und dem Konflikt (notfalls: Bruch) mit der Pflegefamilie andererseits.
- Wenn die Pflegeeltern wegen ihrer eigenen Bedürftigkeit (z. B. Hervorgerufen durch Schicksalsschläge wie Todesfälle in der Familie, Scheidung oder fehlender beruflicher Perspektiven und der einseitigen Fixierung auf die (Pflege-)Elternrolle) selbst beeinträchtigt sind und wenig Kapazitäten haben, um auf die Bedürfnisse des Pflegekindes einzugehen, kann das Pflegekind in eine Situation kommen, in der es nur die Wahl hat zwischen der Anpassung an die Bedürftigkeit der Pflegeeltern oder einem Freischwimmen von der Pflegefamilie, das auch einen (zeitweiligen) Bruch mit sich bringen kann.

Was begünstigt es, dass eine längerfristige Orientierung an der Pflegefamilie und ihren Werten und Normen erfolgt?

Die meisten Pflegeeltern wünschen sich, dass sich die Pflegekinder im Erwachsenenalter an den Werten, Normen und am Lebensstil der Pflegefamilie orientieren.

In vielen Interviews wurde deutlich, dass genau dies geschehen ist, dass die jungen erwachsenen Pflegekinder positiv erlebte Werte, Normen und Ideale, Rituale und Erziehungsvorstellungen aus der Pflegefamilie in den eigenen Alltag aufgenommen haben. Dies beinhaltet, dass zentrale Wertvorstellungen längerfristig positiv bewertet und übernommen werden, wie beispielsweise Alltagsrituale (das Einnehmen gemeinsamer Mahlzeiten, das Etablieren eines regelmäßigen Tagesablaufes), Partnerschafts- und Beziehungsideale, Einstellung zu Berufstätigkeit/Arbeit, aber auch, dass Erziehungsvorstellungen der Pflegefamilie in die Erziehung der eigenen Kinder einfließen.

Die Interviewpartnerin Kathrin beispielsweise beschreibt, dass sie von ihrer Pflegefamilie sehr viel für die Erziehung ihres eigenen Kindes übernommen hat:

„Ja auf der anderen Seite hab ich auch sehr viel mitgenommen, was Gerlinde mir vermittelt hat, meine Pflegemutter. Also sehr viel auch an Erziehung, ich denk mal so werd ich meinen Sohn auch erziehen. Ich werd dem nicht alles geben was er jetzt will, dass ich jetzt sage: „So hier, haste das Neuste“, sondern dass ich auch sag: „Gut du kriegst dein Taschengeld, das tuste dir weg“, dass er auch so ein bisschen auch mit Geld auch später umgehen kann. Weil ich denk mal das ist auch ganz wichtig, gerade beim Einzelkind, dass man denen nicht alles gibt. Also ich versuch da auch schon so ein bisschen so den Mittelweg auch zu finden und sehr viel mitzunehmen was sie mir auch vermittelt hat.“

Und Kusuma macht deutlich, dass es ihr auch heute wichtig ist, in ständigem Austausch mit der Pflegefamilie zu sein:

„Ich fahr jetzt gerne, also Fakt ist auf jeden Fall, dass ich mindestens einmal die Woche da bin oder, also dass sich da zum Frühstück vorbeifahre oder dass wir uns nachmittags für irgendwas treffen.“

Bei den Treffen mit der Pflegefamilie ist es für Kusuma auch wichtig, sich über die Erziehung und Entwicklung ihrer Tochter mit der Pflegemutter austauschen zu können. Der enge Kontakt und die Übernahme von Erziehungsidealen schließen nicht aus, dass das Pflegekind manche Aspekte aus dem (Familien-)Leben der Pflegefamilie auch kritisch betrachtet und eigene Muster entwickelt – was Zeichen eines gesunden Verselbständigungsprozesses sein kann.

Massiv befördert wird die Übernahme von Werten, Normen, Idealen etc. dann, wenn das erwachsene Pflegekind Vorbilder in der Pflegefamilie identifiziert, die eine konkrete Orientierungshilfe in diversen Lebensbereichen bieten, auch beispielsweise in Bezug auf eigene berufliche Ziele oder die Ausgestaltung des Familienlebens.

Der Interviewpartner Tobias, der nach dem erfolgreichen Abschluss seines Studiums unsicher ist, in welchem Bereich und wie er seine berufliche Laufbahn aufnehmen will, beschreibt beispielsweise seinen Pflegevater – der gleichzeitig sein Onkel ist – als wichtiges Vorbild und als Ansprechpartner:

„Mein Onkel, der ist Ergotherapeut und der hat vorher, der hat vier Ausbildungen in seinem Leben gemacht, der hat also zwei Umschulungen, zwei Ausbildungen. Und ich nehme ihn da auch so als Vorbild, weil er halt einfach nen Mensch ist, der in seinem Job als Ergotherapeut, würd ich schon sagen, weniger aus seiner Ausbildung zieht, als auch vor allen Dingen aus seiner Erfahrung nā und Menschenkenntnis. Er hat so viel Verschiedenes gemacht und ich denke das is halt so, das find ich halt toll, also das gibt mir allein schon was, also viel gesehen zu haben nā und [...] da is er halt natürlich mein erster Ansprechpartner sooo und ja und da zieh ich halt auch viel raus.“

Befördert wird es außerdem, wenn die Pflegefamilie und ihre Lebensform für das Kind eine Normalität beinhaltet, die als nicht einengend, sondern erstrebenswert gilt und ein hohes Maß an Sicherheit und Orientierungshilfe vermittelt. Dies hat Kathrin erlebt, die in der Pflegefamilie und durch die Erziehung dort vielfältige Kompetenzen herausgebildet hat, auf die sie heute zurückgreifen kann:

„Aber das war halt auch alles durch meine Pflegemutter, weil sie hat mir die Nachhilfe ermöglicht. Sie hat auch so nen bisschen Druck aufgebaut,

dass se sagt: „So du musst das jetzt machen auch in den Ferien, du setzt dich jetzt hin und lernst Mathe oder Vokabeln und ich frag dich auch ab und die Hausaufgaben werden jeden Tag gemacht“. Also das brauchte ich auch irgendwo, weil ich hatte ja auch gar keine Regeln irgendwie gehabt damals nā und ich wurd immer in die Schule gebracht und es hieß immer: „Nee du gehst du jetzt in die Schule auch wenn de krank bist und mal nen Schnupfen hast, das is jetzt wichtig, du gehst jetzt dahin“ und im Endeffekt, ich wurd sehr streng erzogen, weil meine Eltern immer Angst hatten, die kommt sonst auf die schiefe Bahn, die braucht das jetzt, weil die hatte damals keine Regeln aber es hat mir nicht schlecht getan, überhaupt nicht. Also ich kann, ich behaupte mal von mir, dass ich gut mit Geld umgehen kann. Ich hab da nicht irgendwie irgendwelche Schulden oder sonst irgendwie was so wie andere jetzt, die sich nen Auto kaufen und nen Fernseh leasen und was weiß ich und deswegen, da bin ich schon sehr dankbar drüber, dass die mir da gewisse Dinge auch mit auf den Weg gegeben haben.“

Nach dem Auszug aus der Pflegefamilie und dem offiziellen Ende des Pflegeverhältnisses ist es für eine langfristige Übernahme von Normen, Werten und dem Lebensstil der Pflegeeltern wichtig, dass es eine wechselseitige emotionale Verbindung und ein hohes Maß an Zugehörigkeit gibt, und dass die jungen Erwachsenen den emotionalen Rückhalt (Zuhören, als Ansprechpartner fungieren) erleben sowie eine – idealerweise wechselseitige – Solidarität, die sich manifestiert in Unterstützung in Krisen und Zugehörigkeitsbekundungen. Auf besonders intensive Weise hat Eric beim Tod seines Pflegevaters sowohl eine intensive Solidarität und Zugehörigkeit erlebt, die er geradezu als übernatürliche Verbindung beschreibt:

„Auch so die die die Verbindung zu der Familie, dat is auch auch emotional ganz ganz viel anscheinend gewesen, weil das hat man ja, ich mein als damals mein Vater gestorben is, das war schon nen ganz komischer Abend. Wir sind mit da einer von meinen vielen tausend Leuten Cliques, die ich da hab, die ich alle unter einen Hut bringen musste, nā damals immer, nach A-Stadt in ne Disko gegangen und wat heißt immer, einmal im Jahr so und dat erste Jahr waren wir halt da, war riesen Spaß und trallala. Und et zwote Jahr dann halt da gewesen und bis zwei Uhr war auch riesen

Laune, Spaß gehabt bis zum geht net mehr. Um zwei Uhr hatte ich voll komisch keine Lust mehr gehabt, war müde und angeschlagen und seltsam und dann so um halb drei guck ich dann mal auf mein Handy. Hab ich da sechsendreißig Anrufe in Abwesenheit, zwei Sprachnachrichten und denk mir: ‚Was is denn jetzt los?‘ und dat alles vom Mareike. Und ich so nachts um halb drei von Mareike: ‚Na super was is denn jetzt passiert?‘. War ich direkt raus, mir das angehört. Dann direkt gehört: ‚Komm bitte nach Hause, der Vater is gestorben‘. Ich denk: ‚Was is denn jetzt los?‘. Der Todeszeitpunkt zwei Uhr, als hätte man dat dann wirklich auch gemerkt. Das hört man ja oft sowas. Aber dat is ja dann eigentlich ja bei bei leiblichen Sachen oder sonst irgendwie so. Aber dat is ja nur nur Pflegevater gewesen in dem Sinne aber, dat dat hat man direkt so so dat hat man gemerkt.“

Unterstützungsleistungen und Solidarität liegen in der Wahrnehmung der Interviewpartner und -partnerinnen eng beieinander und sind verbunden durch einen wahrgenommenen emotionalen Zusammenhalt. Weiter hängt die Beziehung – wie bereits mehrfach betont – davon ab, ob es gelingt gegenseitige Toleranz für sich unterschiedlich entwickelnde Lebensentwürfe aufzubringen und möglicherweise auch immer wieder herzustellen.

Auf einer ganz lebenspraktischen Ebene ist es darüber hinaus bedeutsam, dass es gemeinsame verbindliche Termine und familiäre Rituale gibt. Wichtig ist hier das Stichwort „verbindlich“ und die – sowohl vom Pflegekind selbst als auch von den Mitgliedern der Pflegefamilie – selbstverständlich erachtete Teilnahme des Pflegekindes an gemeinsamen Familienfeiern, Weihnachtsritualen u. ä. Gibt es anfangs nach dem Auszug oder der Beendigung des Pflegeverhältnisses dafür keine Selbstverständlichkeit, ist es grundlegend, dass dies angesprochen und diskutiert wird. Außerdem sind Unterstützungsleistungen zwischen Pflegeeltern und Pflegekind auf verschiedenen Ebenen für eine langfristige Übernahme zentral. Dies kann sowohl ökonomische Unterstützung beinhalten, Hilfe im Alltag (z. B. Wäsche waschen, Kinderbetreuung, u. ä.), als auch Rat, Gespräche und emotionalen Rückhalt.

Fazit: Gute Pflegefamilie auch bei holpriger Entwicklung der Beziehung?

Was macht also vor dem Hintergrund dieser Ausführungen eine gute Pflegefamilie aus? Kann die Pflegefamilie auch dann – sich selbst und auch von Außenstehenden – als gute Pflegefamilie begreifen, wenn die Entwicklung des Pflegekindes im jungen Erwachsenenalter an einigen Stellen oder auch über einen längeren Zeitraum schwierig oder holprig verläuft?

Im vorliegenden Projekt konnten wir nur mit den erwachsenen Pflegekindern sprechen, allerdings gehen wir – auch aus den Schilderungen der Pflegekinder – fest davon aus, dass die eskalierenden Konflikte, die manche Pflegekinder beschreiben und die teilweise auch zu Kontaktabbrüchen geführt haben, auch für Pflegeeltern eine massive Belastung darstellen. Sicher ist, dass die Pflegeeltern diese Belastung auf unterschiedliche Weise bewältigen und dafür Deutungen finden müssen. Wie gut oder schlecht sie die Situation(en) bewältigen und welche Deutungen sie finden, hängt sicherlich auch mit ihrer eigenen Biografie sowie ihrem Lebensumfeld zusammen. Bei manchen werden sicherlich Zweifel an ihrer Eignung als Pflegeeltern auftreten, vielleicht werden manche das gesamte Projekt Pflegekind – und damit auch einen Teil ihres eigenen Lebensentwurfs – in Frage stellen; andere werden die Schwierigkeiten möglicherweise im jungen Erwachsenen, seinen Genen, seiner Vorgeschieden verorten – und wieder andere vielleicht in den unzureichenden Strukturen für benachteiligte junge Menschen. Aber eine Deutung brauchen alle. Diese Suchbewegungen treten, wenn das Pflegekind bereits im jungen Erwachsenenalter ist, für die Pflegeeltern zu einem Zeitpunkt auf, zu dem der Pflegekinderdienst strukturell nicht mehr für reflektierende Beratungsgespräche zur Verfügung steht – obgleich wir aus Gesprächen mit Fachkräften wissen, dass dort wo langjährige Vertrauensbeziehungen zwischen Pflegeeltern und Fachkräften gewachsen sind, diese gelegentlich in schwierigen Situationen auch nach der offiziellen Beendigung des Pflegeverhältnisses noch als Ansprechpartner dienen – in quasi ehrenamtlicher Funktion.

Aus den Entwicklungslinien der jungen Erwachsenen, mit all ihren Turbulenzen, möchten wir dafür werben, bei holprigen Entwicklungen des Pflegekindes weder das Pflegeverhältnis, noch das Pflegekind, noch die Pflegefamilie bzw. die Pflegeeltern in Frage zu stellen.

Vielmehr gehen wir davon aus, dass Konflikte nicht immer vermeidbar sind und für alle Seiten – Pflegeeltern wie Pflegekinder – Entwicklungspotential bergen. Mehrmals wurde betont, dass es für die Beziehung zwischen Pflegeeltern und Pflegekindern keine gesellschaftlich anerkannten Normen gibt und die Beteiligten deshalb herausgefordert sind, gemeinsam eine eigene Basis für ihre Beziehung zu finden. Dieser Findungsprozess kann ganz unauffällig vonstattengehen oder sich – zum Beispiel wenn die Vorstellungen von der Beziehung weit auseinandergehen oder wenn eine Seite intransparent kommuniziert – konfliktreich darstellen. Als besonders chancenreich erscheinen die Turbulenzen in der Beziehung zwischen Pflegekind und Pflegeeltern dann, wenn

- es eine konstruktive Auseinandersetzungen miteinander, dem Konflikt, fest gefahrenen Meinungen und Haltungen gibt. Dies eröffnet Möglichkeiten, neue Wege und eine ganz eigene Form der Beziehungsgestaltung zwischen Erwachsenen finden zu können.
- die Pflegeeltern an der Beziehung festhalten, auch wenn es zeitweilig schwierig war oder ist. Dies bedeutet, dass das Beziehungsangebot stets aufrechterhalten wird, auch bei zeitweiligen Kontaktabbruch. Das Festhalten an der Beziehung und das Aufrechterhalten des Beziehungsangebots gibt den jungen Erwachsenen Sicherheit, dass die Beziehung nicht aufgrund eines Streits oder Konflikts vollständig gefährdet ist, sondern dass sie gerade daran reifen kann. Auch wenn sich die Beziehung im jungen Erwachsenenalter prinzipiell so entwickeln sollte, dass beide Seiten gleichermaßen für das gelingende Miteinander Verantwortung tragen, so werben wir dafür, dass die Pflegeeltern in der Konfliktsituation bereit sind, ein mehr an Verantwortung zu tragen und eine Offenheit für das Pflegekind zu bewahren.

Botschaften der jungen Erwachsenen für Pflegeeltern und Fachkräfte

Wenn man die Aussagen der heute erwachsenen, ehemaligen Pflegekinder, die aus dem Interviewmaterial hervorgehen, kurz und bündig in Botschaften an die Pflegeeltern bringen möchte, dann könnten diese folgendermaßen lauten:

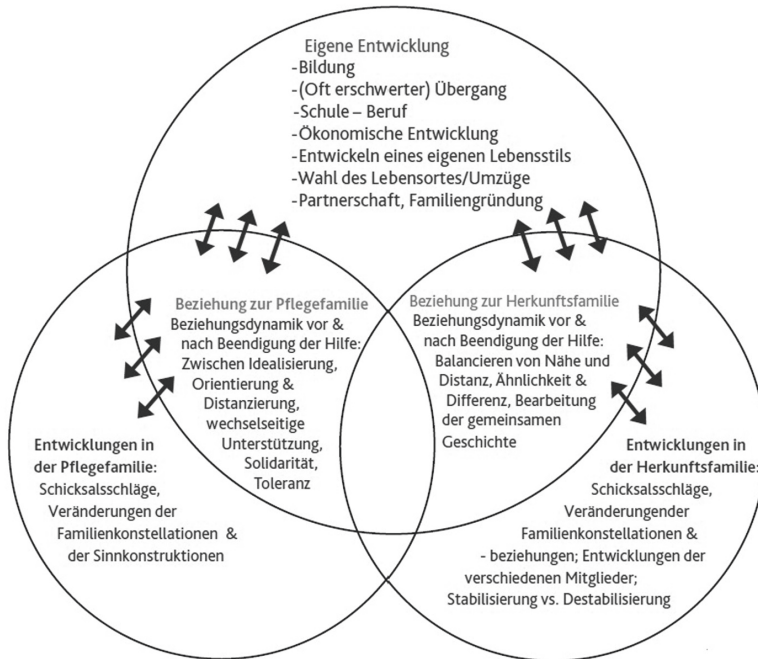
- Betrachtet Veränderungen und auch Turbulenzen bis zu einem gewissen Ausmaß als Teil des jungen Erwachsenenlebens. Hinterfragt nicht bei jeder Krise des Pflegekindes, ob ihr gute Pflegeeltern wart und seid.
- Akzeptiert, dass Pflegekinder im jungen Erwachsenenalter das Bedürfnis haben können, sich zurückzuziehen. Das hat weniger mit der Pflegefamilie zu tun, als vielmehr mit dem Pflegekind selbst. Der Abstand kann helfen, sich selbst zu finden, deshalb ist er in manchen Situationen besonders wichtig.

4. Zusammenfassung und Konsequenzen

Im bisherigen Text wurden die verschiedenen Bereiche – eigene Entwicklung, Beziehung zur Pflegefamilie und Beziehung zur Herkunftsfamilie – getrennt voneinander betrachtet. Dennoch zeigt sich durch die gesamte Ausarbeitung, dass es weitreichende Überschneidungen gibt und Wechselwirkungen zwischen den drei Bereichen existieren / erkennbar sind: Die eigene Entwicklung kann nicht ohne das Aufwachsen in einer Pflegefamilie und getrennt von der Herkunftsfamilie gedacht werden – und die Beziehung zu beiden Familiensystemen beeinflusst auch noch im jungen Erwachsenenalter die Entwicklung. Diese wechselseitige Wirkung wird in der Grafik auf der folgenden Seite (S. 92) anhand der herausragenden Themen aus allen drei Feldern veranschaulicht.

Zentrale Themen für die eigene Entwicklung im jungen Erwachsenenalter sind die formale Bildungssituation, das (geradlinige oder holprige oder nachholende) Gelingen oder Scheitern des (oft erschwerten) Übergangs zwischen Schule und Beruf sowie die Einmündung in das Berufsleben und eng damit verbunden die persönliche ökonomische Entwicklung. Sowie Fragen, die sich im Zusammenhang mit dem Entwickeln eines eigenen Lebensstils und einer Lebensphilosophie (inkl. Religion) stellen, der Wahl des Lebensortes (inkl. notwendige oder gewünschte Umzüge) und dem Themenbereich Partnerschaft und Familiengründung.

Die eigene Entwicklung wird auch beeinflusst von der Entwicklung der Beziehung zur Pflegefamilie. Ein wichtiges Thema ist hier die Beziehungsdynamik vor und nach der offiziellen Beendigung der Hilfe, die sich meist zwischen den Polen Idealisierung, einer Orientierung an der Pflegefamilie und einer Distanzierung von ihr abspielt. Als besonders anfällig für eskalierende Beziehungsdynamiken im jungen Erwachsenenalter hat sich eine intensive Idealisierung der Pflegeeltern im Jugendalter erwiesen, die eine angemessene, altersgemäße Autonomieentwicklung hemmt und dann nicht immer aber häufig dazu führt, dass das, was wir als dramatische Inszenierungen von Beendigungssituationen und Abnabelungsprozessen



(überstürzte Auszüge, zeitweilige Kontaktabbrüche, etc.) im jungen Erwachsenenalter beschrieben haben, eintritt. Nicht vollständig davon losgelöst, aber deutlich anders akzentuiert, sind für die weiteren Themen, die die Beziehung beeinflussen und prägen, das Vorhandensein wechselseitiger Unterstützung (auf diversen Ebenen), Solidarität und Toleranz für sich möglicherweise unterschiedlich entwickelnde Lebensentwürfe.

Die Beziehung des jungen erwachsenen Pflegekindes zur Pflegefamilie – und damit auch indirekt die Entwicklung des Pflegekindes – wird auch von der eigenen Entwicklung der Pflegefamilie beeinflusst. Relevante Themen können hier sein: Schicksalsschläge, Veränderungen der Familienkonstellationen sowie Veränderungen der Sinnkonstruktionen. Gleichzeitig können sich durch bestimmte Entwicklungen beim jungen Erwachsenen (positiv wie negativ) beispielsweise die Sinnkonstruktionen

der Pflegefamilie verändern – somit kann auch die Entwicklung des Pflegekindes die Entwicklung der Pflegefamilie mitbeeinflussen.

Gleichzeitig wird die eigene Entwicklung des Pflegekindes auch durch die Beziehung zur Herkunftsfamilie beeinflusst. Hier spielt ebenfalls die Beziehungsdynamik vor und nach der offiziellen Beendigung der Hilfe eine Rolle, genauso wie die entwickelte Kompetenz des Pflegekindes angemessen zwischen Nähe und Distanz zu balancieren, das Suchen und Feststellen von Ähnlichkeit und Differenz genauso wie die aktuellen und bisherigen Möglichkeiten zur Bearbeitung der gemeinsamen Geschichte (Therapie, Biografiearbeit, künstlerische und kulturelle Ausdrucksformen).

Die Entwicklung der Beziehung zur Herkunftsfamilie wird stark beeinflusst durch die eigene Entwicklung der Herkunftsfamilie. Relevant sind auch hier Schicksalsschläge, Veränderungen der Familienkonstellationen und -beziehungen; aber auch die individuellen Entwicklungen der verschiedenen Mitglieder. Hier muss insbesondere zwischen der Elternebene und der Ebene der leiblichen (Halb-)geschwister unterschieden werden (die möglicherweise auch fremduntergebracht waren). Ein wichtiges Thema in der Beziehung zur Herkunftsfamilie ist die Frage, ob es seit der Fremdunterbringung eine nennenswerte Stabilisierung gegeben hat, ob sich schwierige Lebenssituationen fortgesetzt haben oder ob eine weitere Destabilisierung bei den Familienmitgliedern festzustellen ist. Diese Themen, vor allem die Stabilisierung oder Destabilisierung der Herkunftsfamilie, wirken auch auf die eigene Entwicklung des Pflegekindes ein. Gleichzeitig kann die Entwicklung des Pflegekindes auch Rückwirkungen auf die Entwicklung der Herkunftsfamilie bzw. einzelner Mitglieder haben, ebenfalls positiv (z. B. leibliche Geschwister, die sich gegenseitig in Bildungsbelangen anspornen) wie negativ (z. B. leibliche Geschwister, die sich gegenseitig zum Alkohol- oder Drogenkonsum motivieren).

Wie nachhaltig ist eine gute Entwicklung in der Pflegefamilie?

Eine zentrale Frage zu Beginn der Studie war, ob eine gute Entwicklung in der Pflegefamilie sich auch als nachhaltig erweisen kann.

Es zeigt sich deutlich, dass das Aufwachsen in einer Pflegefamilie für alle Pflegekinder in unserer Studie sehr ressourcenreich war und auch das

Potential hat, langfristig eine gute Weichenstellung für die Entwicklung hervorzubringen. In allen von uns untersuchten Fallgeschichten fand eine bemerkenswerte Entkopplung der Lebensverläufe des Pflegekinds von denen der Herkunftsfamilie statt. Die angesammelten Bildungsressourcen waren in allen Fällen deutlich ausgeprägter vorhanden als in den Herkunftsfamilien. Dies hat für alle jungen erwachsenen Pflegekinder neue Optionen in verschiedenen Bereichen eröffnet: Sowohl in Bezug auf Selbstverwirklichung und persönliche Entwicklung, als auch im Blick auf berufliche Optionen, die ökonomische Absicherung und die jeweilige, persönliche Zukunftsplanung.

In den meisten Fällen erfolgt in den Bereichen Werteorientierung, Lebensstil und Lebensphilosophie eine nicht ausschließlich aber unübersehbare zentrale Orientierung an der Pflegefamilie. Selbst wenn der Lebensstil der Herkunftsfamilie zeitweilig attraktiv wirkt und im Jugend- oder jungen Erwachsenenalter phasenweise sogar nachgeeifert wird, ist allen Pflegekindern der Kontrast zur Pflegefamilie bewusst. Der Lebensstil und die Werte, die die Pflegekinder in der Pflegefamilie kennengelernt haben, werden nach den – meist kurzen Phasen, in denen der Lebensstil der Herkunftsfamilie interessant wirkt – wieder deutlich attraktiver. Dies ist auch deshalb der Fall, weil in allen von uns untersuchten Fällen damit ein sehr hohes gesellschaftliches Integrationspotential einhergeht, sprich die Pflegekinder bei einer Orientierung am Lebensstil der Pflegefamilie sich in Bezug auf ihren Platz und Status in der Gesellschaft auf der sicheren Seite wissen können.

Auch Krisen (inkl. zeitweiliger Kontaktabbrüche) in der Beziehung zur Pflegefamilie können in aller Regel die nachhaltige positive Entwicklung nicht dauerhaft und nachhaltig beeinträchtigen, da bereits ausreichend Entwicklungsressourcen und Erfahrungen angesammelt werden konnten, die den jungen Erwachsenen auch über Krisenzeiten hinweg zur Verfügung stehen.

- Es wird hier nochmals ganz deutlich, dass die „gute“ Entwicklung in und nach der Pflegefamilie und ihre „Nachhaltigkeit“ beeinflusst werden durch:
Angesammelte Ressourcen, als besonders wichtig erscheinen hier:
Formelle Bildung; gelingende Bewältigung des Übergangs in den Ar-

beitsmarkt (hängt u. a. – aber nicht nur – von der Möglichkeit ab, inwiefern Ressourcen aus der Pflegefamilie in der Übergangszeit noch verfügbar sind); Entwicklung von Hobbies, Freundschaften, eines Lebensstils, der stark an der Pflegefamilie anknüpft; reflektierte Balance zwischen Nähe und Distanz zur Herkunftsfamilie – idealerweise gibt es im Laufe des Pflegeverhältnisses Möglichkeiten diese zu erlernen, z. B. durch (begleiteten und reflektierten) Kontakt mit Mitgliedern der Herkunftsfamilie, Biografiearbeit, Praktizieren künstlerischer Ausdrucksformen.

- Attraktivität des Lebensstils der Pflegefamilie und Möglichkeiten an diesen anzuknüpfen: Selbstredend muss der Lebensstil der Pflegefamilie für die Pflegekinder attraktiv sein. Dafür muss er Sicherheit, Orientierungsmittel und gleichzeitig ein hohes Maß an Freiheit für das Ausleben eigener Interessen und Neigungen geben. Darüber hinaus erweist es sich als ideal, wenn die jungen Erwachsenen den Eindruck haben, dass dauerhaft die Möglichkeit besteht, an diesen Lebensstil anzuknüpfen. Deshalb ist es auch sinnvoll, wenn der Lebensstil der Pflegefamilie nicht als unerreichbar erscheint (ökonomisch, kulturell) und sich als offen und tolerant erweist (in hartem Kontrast zu einer überhöhten normorientierten oder religiöser Engführung)

Handlungsbedarfe in Praxis und Jugendhilfepolitik, die sich aus der Studie ergeben

Aus der vorliegenden Studie ergeben sich konkrete Handlungsbedarfe in der Praxis der Pflegekinderhilfe und der Jugendhilfepolitik:

- Das Beenden der Jugendhilfe mit 18 oder spätestens 21 Jahren erweist sich als hoch problematisch, weil es den Lebensrealitäten vieler Pflegekinder entgegensteht (vgl. Sievers et al. 2015). Gerade für die Bewältigung des relativ wenig strukturierten Übergangs ins Erwachsenenleben ist ein fließender Übergang, der sich an den individuellen Bedarfen orientiert zwingend notwendig. Hier besteht dringender Handlungsbedarf. Pflegekinder brauchen im Pflegekinderdienst auch nach dem offiziellen Ende der Jugendhilfe einen Ansprechpartner und es muss zumindest im Einzelfall die Möglichkeit geben, eine Unter-

bringung in einer Pflegefamilie auch über das 21. Lebensjahr zu gewährleisten.

- Auch Pflegeeltern brauchen über das offizielle Ende der Pflegekinderhilfe hinaus Ansprechpartner im Pflegekinderdienst, die sie durch die Turbulenzen mit dem Pflegekind begleiten und unterstützen. Es ist deutlich, dass eine gelingende Beziehung zur Pflegefamilie auch im jungen Erwachsenenalter ein wichtiger nachhaltiger Gelingensfaktor für eine gute Entwicklung des Pflegekindes ist, aber dass diese Beziehung durchaus anfällig für Turbulenzen ist. Die Pflegekinderhilfe – und die Jugendhilfe im Allgemeinen – darf Pflegeeltern in dieser Situation nicht alleine zurücklassen, sondern muss Strukturen schaffen, in denen eine Beratung von Pflegefamilien, auch über das Pflegeverhältnis hinaus möglich ist.
- Die Stabilisierung vs. Destabilisierung der Herkunftsfamilie erweist sich als wichtiger Einflussbereich für die Entwicklung des Pflegekindes, auch in langfristiger Perspektive. Dennoch vernachlässigt die Jugendhilfe bis heute die Arbeit mit der Herkunftsfamilie. Hier besteht ebenfalls dringender Handlungsbedarf. Die Begleitung der Herkunftsfamilien, ihre Unterstützung und Beratung mit dem Ziel der dauerhaften Stabilisierung muss stark intensiviert werden. Gleichzeitig müssen strukturelle Barrieren, die Ungleichheit befördern und Exklusion verstärken, abgebaut werden.

Literatur

- Berngruber, Anne (2013): Von Nesthockern und Boomerang Kids. Der Auszug aus dem Elternhaus als ein Schritt im Übergang vom Jugendlichen zum Erwachsenen. Univ., Diss. Erlangen-Nürnberg, 2013. Berlin: Mensch-und-Buch-Verl. Online verfügbar unter: <http://nbn-resolving.de/urn/resolver.pl?urn:nbn:de:bvb:29-opus4-50818>.
- Care Leaver e.V. (2013): Careleaver. Unsere Rechte – Unsere Forderungen. Zukunftsorientierung anstatt Defizitblick. Online verfügbar : <http://www.careleaver.de/wp-content/uploads/2013/09/Flyer.pdf>.
- Filipp, Sigrun-Heide; Aymanns, Peter (2010): Kritische Lebensereignisse und Lebenskrisen. Vom Umgang mit den Schattenseiten des Lebens. Stuttgart: Kohlhammer.
- Gassmann, Yvonne (2010): Pflegeeltern und ihre Pflegekinder. Empirische Analysen von Entwicklungsverläufen und Ressourcen im Beziehungsgeflecht. Münster [u. a.]: Waxmann (Pädagogische Psychologie und Entwicklungspsychologie, 77).
- Havighurst, Robert James (1953): Human development and education. New York: Logmans, Green.
- Reimer, Daniela (2008): Pflegekinder in verschiedenen Familienkulturen. Belastungen und Entwicklungschancen im Übergang. Siegen: ZPE Schriftenreihe.
- Reimer, Daniela (2017): Normalitätskonstruktionen in Biografien ehemaliger Pflegekinder. Weinheim : Beltz Juventa.
- Sievers, Britta; Thomas, Severine; Zeller, Maren (2015): Jugendhilfe und dann? Zur Gestaltung der Übergänge junger Erwachsener aus stationären Erziehungshilfen. Ein Arbeitsbuch. Frankfurt/M.: IGfH-Eigenverlag.

www.uni-siegen.de/pflegekinder-forschung

www.uni-siegen.de/zpe

www.uni-siegen.de/universi



Weitere Publikationen der Forschungsgruppe Pflegekinder

***Petri, Corinna; Radix, Christina; Wolf, Klaus (2012):
Ressourcen, Belastungen und pädagogisches Handeln
in der stationären Betreuung von Geschwisterkindern***

Bd. 14 der SPI Materialien

Sozialpädagogisches Institut des SOS-Kinderdorf e.V. München (Hrsg.)

Eigenverlag

ISBN 978-3-936085-78-5

Judith Pierlings

Wie erklären sich Pflegekinder ihre Lebensgeschichte?

Analyse biografischer Deutungsmuster

ZPE-Schriftenreihe Nr. 33

Siegen: *universi* 2014

ISBN Nr. 978-3-934963-32-0

Corinna Petri

Durch Höhen und Tiefen

Geschwisterbeziehungen im Kontext der Fremdunterbringung

ZPE-Schriftenreihe Nr. 34

Siegen: *universi* 2014

ISBN Nr. 978-3-934963-33-7

Christina-Elisa Wilde

Eltern.Kind.Herausnahme.

Zur Erlebensperspektive von Eltern in den Hilfen zur Erziehung

ZPE-Schriftenreihe Nr. 35

Siegen: *universi* 2014

ISBN Nr. 978-3-934963-34-4

www.uni-siegen.de/pflegekinder-forschung

www.uni-siegen.de/zpe

www.uni-siegen.de/universi



Weitere Publikationen der Forschungsgruppe Pflegekinder

Andy Jespersen

Gleichgeschlechtliche Eltern als Pflegeeltern

ZPE-Schriftenreihe Nr. 37

Siegen: universi 2014

ISBN Nr. 978-3-934963-36-8

Dirk Schäfer, Corinna Petri, Judith Pierlings

Nach Hause ?

Rückkehrprozesse von Pflegekindern in ihre Herkunftsfamilie

ZPE-Schriftenreihe Nr. 41

Siegen: universi 2015

ISBN Nr. 978-3-934963-40-5

Corinna Petri, Judith Pierlings

Chance Bereitschaftspflege.

Impulse für eine entwicklungsfördernde Praxis

ZPE-Schriftenreihe Nr. 44

Siegen: universi 2016

ISBN Nr. 978-3-934963-43-6

Almut Lehmann

Mütterliches Rollenverhalten und das Erleben leiblicher Kinder in der Übergangspflege

ZPE-Schriftenreihe Nr. 45

Siegen: universi 2017

ISBN Nr. 978-3-934963-44-3



Was wird aus Kindern, die in Pflegefamilien aufgewachsen sind? Wie wichtig bleibt die Pflegefamilie? Welche Bedeutung kommt der Herkunftsfamilie zu? Diese Fragen werden anhand einer von der EmMi Luebeskind-Stiftung finanzierten Longitudinalstudie, basierend auf biografischen Interviews mit jungen erwachsenen Pflegekindern und einer vier bis acht Jahre später durchgeführten Folgebefragung, beantwortet. Konsequenzen und Empfehlungen für Fachkräfte, Pflegefamilien und die Strukturen der Jugendhilfe werden abgeleitet.

Daniela Reimer, geb. 1981, Dr. phil., Dipl. Päd. und Sozialarbeiterin. Seit 2006 wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Forschungsgruppe Pflegekinder an der Universität Siegen.

Corinna Petri, geb. 1981, M.A. Bildung und Soziale Arbeit, Diplomsozialpädagogin. Mehrjährige Tätigkeit in der stationären Erziehungshilfe und Inobhutnahme. Seit 2009 wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Forschungsgruppe Pflegekinder an der Universität Siegen.